

ZEIT  E-BOOK



# Helmut Schmidt

Staatsmann – Publizist – Vordenker  
1918 – 2015

[www.zeit.de/ebooks](http://www.zeit.de/ebooks)

# Vorwort

Er war ein großer Staatsmann, ein kritischer Publizist und kluger Vordenker – zum Tod von Helmut Schmidt (23.12.1918 - 10.11.2015) erinnern sich Freunde, Kollegen und Weggefährten an ihn als deutsche Jahrhundertgestalt.

Henry A. Kissinger, Sigmar Gabriel, Theo Sommer u.v.a beschreiben in persönlichen Erinnerungen und denkwürdigen Rückblicken den Weg des Hamburger Politikers zum Bundeskanzler und späteren Herausgeber der ZEIT.

Die Beiträge dieses E-Books erschienen am 11.11.2015 in einer ZEIT-Sonderausgabe zum Tod vom Helmut Schmidt.

# Inhalt

---

## **Vorwort**

---

### **Wie geht das ohne ihn?**

Das Unwichtige vom Wichtigen unterscheiden, den Effekt von der Substanz, das Gefühlige vom Vernünftigen: Warum Helmut Schmidt so anders war als die meisten Politiker und viele Deutsche ihn als letztes Vorbild verehrten

VON GIOVANNI DI LORENZO

---

### **Ein riskantes Spiel**

Vor wenigen Tagen traf ich mich zum letzten Mal mit Helmut Schmidt auf eine Partie Schach

VON ULRICH STOCK

---

### **»Sag den anderen, ich lebe noch«**

Abschied an einem strahlenden Tag im Frühherbst

VON MATTHIAS NASS

---

### **Ein Leben für Deutschland**

Erinnerung an einen Staatsmann, der Stärke aus seinem Pflichtgefühl bezog

VON THEO SOMMER

---

### **Doch von Herzen Sozialdemokrat**

Er war eine Jahrhundertgestalt für Deutschland und für Europa. Was Helmut Schmidt mir bedeutet hat und was ich von ihm gelernt habe

VON SIGMAR GABRIEL

---

### **Staatsmann mit Schnauze**

Seine Standfestigkeit bewahrte die Freiheit im Deutschen Herbst und den Frieden im Kalten Krieg

VON JOSEF JOFFE

---

### **Ein Geschenk für unser Blatt**

Wie der strenge Kritiker des Journalismus zum begeisterten Herausgeber der ZEIT wurde

VON DIETER VON HOLTZBRINCK

---

**»Was wird aus Kamtschatka?«**

Tausend Sitzungen mit Helmut Schmidt

VON MARTIN KLINGST UND BERND ULRICH

---

**Das Gewissen unserer Zeit**

Moralisch zu sein, das hieß für ihn, so rational zu analysieren wie möglich.

Nachruf auf einen Freund, den ich nicht duzte

VON HENRY A. KISSINGER

---

**Mut zur Vernunft**

In den Schriften des Philosophen Karl Popper begegnete Helmut Schmidt den eigenen Passionen – und der Abneigung gegen Utopien

VON THOMAS ASSHEUER

---

**Keine Zeit mehr für falschen Trost**

Der Schmerz über die Schwäche eines

VON ROBERT LEICHT

---

**»Ich habe keine Ratschläge mehr«**

Noch einmal Kaffee und Kuchen am Neubergerweg

VON HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS

---

**Bloß keine Memoiren**

Über sich selbst wollte der Bestsellerautor Helmut Schmidt nicht schreiben – und verstand es doch, sich ins rechte Licht zu rücken

VON THOMAS KARLAUF

---

**Der Mann in Hut und Mantel**

Helmut Schmidt war ein Meister der Selbstinszenierung. Unwirtlich wollte er erscheinen. Ein einsamer Entscheider

VON PETER KÜMMEL

---

**Der Kanzler der Krisen**

Helmut Schmidt steht für kein großes historisches Ereignis, sondern für ein Regieren mit fester Hand – in Zeiten des Ölpreisschocks, der Roten Armee Fraktion und des Nato-Doppelbeschlusses

VON HEINRICH AUGUST WINKLER

---

### **Die Batterien seines Lebens**

Woher bezog der fast Hundertjährige seine schier unerschöpfliche Energie? Was Helmut Schmidt mit Tante Möppi zu tun hat

VON PATRIK SCHWARZ

---

### **»Der kann ruhig warten«**

Mein erstes Treffen als ZEIT-Geschäftsführer mit dem Herausgeber Helmut Schmidt

VON RAINER ESSER

---

### **Ich Kind, er Kanzler**

Erst schien alles neu und machbar zu sein. Dann kam uns alles autoritär vor. Die Zuversichten und Ängste des späten 20. Jahrhunderts liegen so fern, und doch haben sie uns geprägt

VON JÖRG LAU

---

### **Visionärer Pragmatiker**

Die Theorie war ihm zu unzeitgemäß, die Praxis zu kleinkariert. Er dachte global und historisch

VON UWE JEAN HEUSER

---

### **Auf ein Bewerbungsgespräch bei Helmut Schmidt**

Wer in den achtziger Jahren Redakteur bei der ZEIT werden wollte, kam um eine Musterung durch den Herausgeber nicht herum. Auch ich nicht

VON KUNO KRUSE

---

### **So war das mit Schmidt**

Freiheiten gewähren, Vertrauen schenken, wissbegierig bleiben – so war Helmut Schmidt als Vorgesetzter. Ein Ex-Kanzler ist als Chef nicht immer einfach. Aber in seinem Dienst lernte ich viel über die Welt. Und über mich selbst

VON MALTE LEHMING

---

### **Die Macht der Schönheit**

Helmut Schmidt war kein Kunstsammler, aber die Gemälde in seinem Haus bedeuteten ihm viel. Nur über die eigenen Werke sprach er nicht gern

VON HANNO RAUTERBERG

---

### **Durch den Kirschgarten**

Helmut Schmidt hat auch die ZEIT-Stiftung dauerhaft geprägt

VON MICHAEL GÖRING

---

### **Keine Sorge, Herr Schmidt**

Ein Glückwunsch zum 95. Geburtstag

VON ÖZLEM TOPÇU

---

### **Über Liebe, Leben und Tod**

»Je älter man wird, desto weniger Angst muss man haben«

VON GIOVANNI DI LORENZO

---

### **Unter Wegelagerern**

Vom Journalismus und der Gewohnheit, gründlich zu arbeiten

VON GIOVANNI DI LORENZO

---

### **»Das lassen Sie mal stehen«**

Von der Eignung zum Entertainment und vom Erfolgsgeheimnis langer Artikel

VON GIOVANNI DI LORENZO

---

### **»Tschüss. Und danke«**

Hamburg nimmt Abschied von Helmut Schmidt. Mit Halbmast, Rosen und Matthias Claudius. Rundgang durch eine Stadt in Trauer

VON HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS, CHARLOTTE PARNACK UND  
MARC WIDMANN

---

### **Chronik**

Die wichtigsten Stationen im Leben von Helmut Schmidt

---

### **Weitere ZEIT E-Books**

---

### **Impressum**

# Wie geht das ohne ihn?

**Das Unwichtige vom Wichtigem unterscheiden, den Effekt von der Substanz, das Gefühlige vom Vernünftigen: Warum Helmut Schmidt so anders war als die meisten Politiker und viele Deutsche ihn als letztes Vorbild verehrten**

VON GIOVANNI DI LORENZO

Am Ende haben wir wohl doch geglaubt, er sei unsterblich. Dass er älter wurde, gebrechlicher – das war augenfällig. Aber dass er eines Tages tatsächlich sterben könnte, war ein Gedanke, den wir nicht mehr zugelassen haben. Wenn er selbst damit kokettierte, dass er schon jenseits von Gut und Böse sei – und das tat er seit mindestens 20 Jahren – und jeden Tag das Zeitliche segnen könnte, dann haben wir das gemeinsam weggelacht. So einer wie er tritt nicht einfach aus dem Leben ab. Geht nicht.

Wahrscheinlich ging es auch vielen anderen Menschen so, denen Helmut Schmidt in den vergangenen Jahren der letzte Fixpunkt in einer Welt war, die aus den Fugen geraten ist. Während in Politik, Wirtschaft, Kirchen oder im Sport die Vorbilder eines nach dem anderen fielen – ein Deutscher blieb auf seinem Posten: Helmut Schmidt. Keiner, der nicht nach ihm fragte, im Inland wie im Ausland. Und immer war da das Staunen, dass jemand offenbar die Zauberformel fürs ewige Leben gefunden hatte. Mochte er wie ein Schlot rauchen und noch so viel Baileys in seinen Kaffee schütten – hatte er nicht bislang jede Bypassoperation, jeden Schwächeanfall überstanden? Und selbst wenn er wie vor Kurzem dehydriert im Krankenhaus landete, weil er vergessen hatte, Wasser zu trinken, das ja im Vergleich zu Kaffee und Baileys auch wirklich banal ist, das Gefühl war: Der schafft das. Und wenn er im Krankenzimmer den Aufstand proben musste.

## **Gelegentlich schaute er auf die Jüngeren mit Milde und Herablassung**

Am 10. November, nachmittags, ist er aber in seinem Haus in Hamburg-Langenhorn gestorben. Es war kein besonders gnädiger Tod. Helmut Schmidt durchlitt Stunden der Einsamkeit, und er fühlte sich – obgleich der berühmteste und beliebteste Patient Deutschlands – sogar im Krankenhaus, in dem er nach dem Sommer einige Wochen gelegen hatte, manchmal allein gelassen, immer wieder plagten ihn starke Schmerzen. Der Tod kennt keinen Kanzler, und wenn es in der Stunde des Abschieds Liebe gibt, dann nur von jenen, denen man selbst Liebe geschenkt hat.

Mit ihm ist nicht nur für uns bei der *ZEIT* eine Vater- und Großvaterfigur gestorben. Wer mag, kann das als eine regressive Projektion belächeln: Erwachsene Menschen, emanzipierte Gesellschaften brauchen doch keine paternalistischen Autoritäten! Aber damit wird man der Bedeutung von Helmut Schmidt nicht einmal im Ansatz gerecht. Über sein verklärtes Image hat er sich selbst lustig gemacht: Die Leute respektierten ihn wegen seiner weißen Haare, hat er immer wieder gesagt, außerdem sei er ein perfekter Staatsschauspieler. Was seine Faszination ausmachte, war etwas ganz anderes als der Umstand, dass die Zeitgeschichte irgendwie verging, er aber immer blieb – und am Ende auch noch den letzten Zeitzeugen überlebte; so gewann er mehr und mehr an Deutungshoheit.

An ihm konnte man den Unterschied zwischen einem Politiker und einem Staatsmann studieren: Es hat ihn nicht das punktuelle Wohl einer Partei interessiert, auch nicht das einer Regierung oder das seiner selbst. Beschäftigt haben ihn das Ringen um die großen Lösungen und die Einhaltung von Prinzipien, denen er alles andere untergeordnet hat, sein Festhalten am Nato-Doppelbeschluss gegen die eigene Partei und einen großen Teil der Öffentlichkeit ist dafür nur ein Beispiel. Er war wie wenige in der Lage, ein Problem mit chirurgischer Präzision zu sezieren, das Unwichtige vom Wichtigen



zu unterscheiden, den Effekt von der Substanz, das Gefühliges vom Vernünftigen. Zugleich machte ihn das souverän im Umgang mit dem Persönlichen. Eigentlich gab es nichts, worüber man mit ihm nicht sprechen konnte. Und zu den eigenen Schwächen pflegte er, besonders im Alter, ein anglo-hanseatisches Verhältnis – schön selbstironisch.

Gelegentlich schaute er auf die Jüngeren mit einer Mischung aus Milde und Herablassung. Für ihn, der nur Wochen nach dem Ende der Kaiserzeit auf die Welt gekommen war, den Nationalsozialismus als Soldat erlebt hatte und danach den Aufbau der deutschen Demokratie, wirkten wir Nachgeborenen oftmals wie verhaltensgestört: keine ernsten Probleme, aber jede Menge Ansprüche, Befindlichkeiten und Wehwehchen. Bis vor ein paar Jahren ging ihm leicht der schneidende Satz über die Lippen: »Der ist noch nicht erwachsen.« Und darin war – wie so oft, wenn man sich über ein Verdikt besonders ärgert – auch ein Quäntchen Wahrheit enthalten. Oder er sagte: »Das können Sie nicht beurteilen, Sie haben das alles nicht erlebt«, und meinte damit vor allem Krieg und Zerstörung. Einmal sagte ich: »Ja, und ich bin froh, dass ich das nicht erlebt habe, ich glaube, man kann auch anders erwachsen werden.« Er hat diesen Satz dann nicht wieder verwendet. Man konnte ihm nämlich sehr wohl widersprechen – ohne dass er es übel nahm –, auch das unterschied ihn von den meisten Politikern (und Journalisten). Wer vor ihm Angst hatte und darum besonders servil auftrat, den konnte er auf eine Weise auflaufen lassen, dass man im Boden versinken wollte.

### **Er wollte es sich einfach nicht abgewöhnen, gründlich zu arbeiten**

Helmut Schmidt war politisch und intellektuell ein Großer – und er wusste das schon beizeiten. Dazu war er, weil das Leben nun mal ungerecht ist, auch noch musisch begabt. Aber dass die Menschen ihn richtig gern mochten, ihn gar zum beliebtesten Deutschen kürten, ist ein Phänomen seines letzten Lebensabschnitts. Auch die Annäherung an die *ZEIT* vor 32 Jahren war zunächst eine schwierige.

Für einen Teil der Redaktion war sein Auftreten ein mittlerer Kulturschock. Viele Redakteure waren es schon äußerlich für ihn sicherlich auch. Und obwohl er ein gutes journalistisches Gespür und einen untrüglichen Sinn für Pointen in unserem Metier hatte, vollständig warm ist er damit nie geworden. Dazu war er zu sehr in der Vorstellung verhaftet, dass man sich durch einen Artikel zu einem wichtigen Thema »durcharbeiten« müsse. Kleine Hilfestellungen, etwa durch brillante Formulierungen oder szenische Elemente, fanden nur im Ausnahmefall bei ihm Gnade. Auf die Frage, ob er sich denn wenigstens ein bisschen als Journalist fühle, antwortete er in einem Zigarettengespräch mit einem Scherz, der ihm ziemlich ernst war: »Ich fürchte nicht, und wissen Sie warum? (...) Weil ich es mir einfach nicht abgewöhnen kann, gründlich zu arbeiten.«

Helmut Schmidt konnte einen reizen, auch politisch. In der Beurteilung der Universalität von Menschenrechten lag er mit fast allen in der Redaktion über Kreuz. Das Prinzip der Nichteinmischung war ihm wichtiger als jedes andere Argument. Ebenso verstörend war seine Erinnerung an die Nazi-Zeit. Wie soll man glauben, dass er die ganze Grausamkeit des »Dritten Reiches« erst als Zuschauer beim Prozess vor dem teuflischen Volksgerichtshof unter Roland Freisler im Jahre 1944 bemerkt, von den Gräueln gegen die Juden erst nach dem Zusammenbruch von Nazideutschland gehört haben will? Er, der selbst so darunter gelitten hatte, dass sein unehelich geborener Vater, der nach den NS-Rassengesetzen ein »Halbjude« war, vor Angst fast verrückt wurde, seine wahre Herkunft könnte entdeckt werden. Schmidt hat da mit Sicherheit geschönt und verdrängt, und wenn man es ihm vorhielt, entgegnete er lakonisch: »Ich muss damit leben, dass Sie mir das nicht abnehmen.«

Seine Generation hatte in der Grundschule noch den Erziehungsterror von Lehrern erlebt, die – wie er selbst erzählt hat – Schülern mit dem Lederhandschuh ins Gesicht schlugen. Er hatte zu Hause nächste Angehörige, die nahezu unfähig waren, Gefühle zu zeigen, dazu kam der Drill durch

Wehrmacht und Diktatur. Zeitlebens blieb eine Härte, die furchterregend sein konnte, auch sich selbst gegenüber. Als zwei Dutzend Terroristen in den siebziger Jahren der Bundesrepublik den Krieg erklärten, opferte Helmut Schmidt den entführten und um sein Leben flehenden Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer der Staatsräson. Diese Verantwortung hat ihn bis in seine letzten Jahre verfolgt. »Ich bin in Schuld verstrickt«, hat er bekannt. Aber an sich selbst hat er den gleichen Maßstab angelegt. Nach dem Überfall auf die deutsche Botschaft in Stockholm im Jahre 1975 beriet sich das Ehepaar Schmidt bei einem Spaziergang im dunklen Park des Bonner Kanzleramts. Am nächsten Morgen verfügte Helmut Schmidt schriftlich, dass weder er noch seine Frau jemals ausgetauscht werden dürften, sollten sie selbst entführt werden. Die positive Seite dieser Härte war ein lebensstüchtiger Pragmatismus, der auch nach den furchtbarsten Schicksalsschlägen das Weiterleben möglich machte. Als der Mensch seines Lebens, Loki Schmidt, im Jahr 2010 starb, verabredete sich Helmut Schmidt bei der anschließenden Trauerfeier mit Siegfried Lenz: »Siggi, eine Runde drehen wir noch!« Knapp zwei Jahre später gab er seine Verbindung mit Ruth Loah bekannt, ohne die er die Zeit nach Lokis Tod nicht überlebt hätte.

In der Politikergeneration Helmut Schmidts brannte eine Passion für den demokratischen Wiederaufbau dieses Landes, ohne die es nicht das geworden wäre, was es heute ist: ein nicht nur wirtschaftlich prosperierendes, sondern ziviles und mitfühlendes Land. Die Aussöhnung und unverbrüchliche Freundschaft mit den europäischen Nachbarn, die Verhinderung neuer Kriege als Maxime und eine Politik, die vor allem darauf achtet, berechenbar zu sein (all dies hat ihn übrigens auch mit Helmut Kohl verbunden), haben die Jüngeren, wenn ihnen die Rücksicht auf autoritäre Regime zu weit ging, als Appeasement kritisiert. Objektiv kann man das so sehen, subjektiv tut man Helmut Schmidt damit Unrecht. Für einen Menschen seiner Generation gab es kein schlimmeres Unglück als die Vorstellung, Deutschland könnte in Verführbarkeit, Diktatur und Krieg zurückfallen.

Das pragmatische Handeln seiner Nachfolger im politischen Tagesgeschäft kam ihm, der doch selbst als Prototyp des Machers und Krisenmanagers galt, vor diesem Hintergrund oft kleinkariert vor, wenn nicht geschichtsvergessen, was diese – von Kohl über Schröder bis Merkel – tapfer hingenommen haben. Manchmal klang Schmidts Kritik an ihnen gönnerhaft, manchmal war es auch Alterspessimismus. Als Staatsmänner fielen ihm nur Menschen ein, die wie er politisch schon abgedankt oder gar das Zeitliche gesegnet hatten. Andererseits hat er die Vergangenheit nicht verklärt: »Zu unserer Zeit war vieles ganz anders, aber es war nicht besser.«

Helmut Schmidt galt Millionen Menschen als Vorbild. Deshalb sind bis zuletzt immer wieder Briefe eingegangen, in denen Bürger lamentierten, wie ein so bedeutender Mann wie Helmut Schmidt weiter und in aller Öffentlichkeit rauchen könne. Derlei Vorhaltungen hat er mit barscher Geste vom Tisch gefegt. Man könne von ihm Integrität oder eine Vorbildfunktion auf einem bestimmten Gebiet und für eine bestimmte Zeit erwarten, aber gewiss nicht für ein ganzes Leben und vor allem nicht in allen Bereichen. Ein echtes Schmidt-Wort in Zeiten der permanenten Skandalisierung, in denen Prominente mit einem einzigen Fehler riskieren, ihr ganzes Lebenswerk zu zerstören.

Dass sein Bild vergleichsweise unbeschädigt Jahrzehnte überdauert hat, mit der Zeit sogar noch besser geworden ist, hat vielleicht auch mit einem Beispiel zu tun, dem nicht alle großen Politiker gefolgt sind: Schmidt hat eben nicht gleich nach seiner Amtszeit für viel Geld die Seiten gewechselt. Er hat im Jahre 1983 das Angebot des Verlegers Gerd Bucerius angenommen, Herausgeber der *ZEIT* zu werden, für ein lausiges Gehalt, was ihn noch Jahrzehnte später wurmte. Dieses Engagement ist für beide Seiten zum Glücksfall geworden. Bis zum August dieses Jahres war er jede Woche mehrmals im Büro und fast jeden Freitag in der politischen Konferenz – gut vorbereitet, Streitbar und mit einem Blick für die Schwächen auch der Redaktion, der unserer Zeitung gutgetan hat.

Er hat sich bei der *ZEIT* aufgehoben gefühlt. Die Zuneigung beruhte auf Gegenseitigkeit, wenn auch nur hanseatisch zum Ausdruck gebracht. Nie hat Schmidt einen geduzt; wenn er einen mit Vornamen anredete, war das schon fast eine Liebeserklärung. Aber immer wieder quälten ihn in letzter Zeit Selbstzweifel: Bin ich den Konferenzen noch gewachsen? Tue ich noch genug für die Zeitung? Als ob man Anerkennung nur durch Pflichterfüllung bekommen kann. Wenn er wüsste, wie sehr er uns fehlen wird!

Helmut Schmidt ist tot, und wir, die ihn überlebt haben, müssen jetzt erwachsen werden. Ob wir es wollen oder nicht.

---

*Giovanni di Lorenzo ist seit 2004 Chefredakteur der ZEIT.*

# Ein riskantes Spiel

## **Vor wenigen Tagen traf ich mich zum letzten Mal mit Helmut Schmidt auf eine Partie Schach**

VON ULRICH STOCK

Der Anruf kommt meist am Montag oder Dienstag, mitten in der Hauptproduktionszeit. Wenn ich die Nummer auf dem Display meines Telefons sehe, weiß ich schon, worum es geht. Das Büro von Helmut Schmidt. Ob ich Lust hätte auf eine Partie, gleich jetzt? Lust habe ich immer, und wenn der Herausgeber ruft, müssen andere Dinge eben zurückstehen.

Sein Büro liegt auf der anderen Seite des Pressehauses. Eine seiner Vorzimmerdamen geleitet mich zu ihm, den ich hinter seinem Schreibtisch nur schemenhaft erkenne. »Rauchen Sie?« Er streckt mir ein Etui entgegen. Ich lehne dankend ab. Dann zieht er ein winziges Brett hervor, was mich überrascht. Ein großer Schachspieler muss doch ein großes Brett haben!

Unsere allererste Partie verläuft schwungvoll. Er wirft die Züge nur so aufs Brett und fügt gut gelaunt hinzu, er spiele sehr unkonventionell. Das tut er wirklich, und im neunten Zug ist er schachmatt. Aber so leichtfertig wird er nie wieder agieren. Nicht nur die Revanche geht er umsichtig an, auch spätere Partien. Wir spielen immer nur ein, zwei Runden, unterhalten uns kurz über Russland oder China, dann gehe ich wieder an die Arbeit. Er auch. Manchmal wartet in seinem Vorzimmer schon Besuch.

Einmal bringe ich zu unserer Schachstunde Kuchen mit, ein Mandelhörnchen und ein Stück Torte. Schach ist ja nicht nur Kampf; es kann auch gemütlich sein. Im Vorzimmer werden die Stücke kritisch gemustert: Essen Sie besser das

Hörnchen, wird mir bedeutet. Aber Helmut Schmidt greift sofort nach dem Hörnchen, und es schmeckt ihm.

Zwischen unseren Begegnungen liegen große Abstände – gilt es, Niederlagen zu verdauen, oder ist es die Weltlage?

Ich freue mich sehr, als jetzt Ende Oktober sein Büro anruft: Ob wir nicht mal wieder? Er war im Krankenhaus gewesen, es ging ihm nicht gut, nur langsam kam er zu Kräften. Lust auf Schach: Das ist ein gutes Zeichen.

So fahre ich zu ihm nach Hause, ins berühmte Reihenhaus nach Langenhorn. Ich staune über die normale Straße, die unspektakuläre Anlage. So hat er auch als Kanzler gewohnt. Natürlich ist das Haus gut bewacht. Ich zeige meinen Ausweis, alle Gitter springen auf. Er sitzt schon am Schachisch, als ich ins Wohnzimmer trete. Wir lösen die Farben aus. Er hat Schwarz. Ich eröffne mit dem Damenbauern. Er wählt eine scharfe Erwiderung. Auf dem Brett ist er ganz der Alte. Ich ducke mich weg, er sucht keine weitere Zuspitzung, nach ein paar Zügen steht alles ausgeglichen und normal. Wir spielen schweigend.

»Ich habe das Spiel mit sechs von meinem Vater gelernt«, sagt er plötzlich, »und habe seither nichts dazugelernt!« Ich widerspreche ihm: Er gehe viel zurückhaltender zu Werke als in früheren Partien! Kaum habe ich das gesagt, rückt er seinen Turmbauern vor, auf meine Rochadestellung zu – Welch ein Angriff, obwohl sein eigener König noch ungeschützt in der Mitte steht. Als Kanzler wäre er ein solches Risiko wohl nicht eingegangen. Ich rücke meine Türme auf die offene Linie. Wollen wir doch mal sehen.

»Das wird bald ein Ende haben mit mir«, seufzt er. Das ist so ein Schachspielerspruch. Den Gegner in Sicherheit wiegen und das eigene Können kleinreden – man darf sich nicht davon beeindrucken lassen. Ich sehe seine Hingabe und Konzentration. Mag Schach auch völlig sinnlos sein, bis ins hohe

Alter hält es alles Bedrängende fern.

Nach dem Spiel soll sein Arzt kommen. Wir plaudern noch einen Moment. Wie schätzen Sie die politische Situation ein? »Wir haben eine Weltkrise.« Dann deutet er in den Garten. »Sehen Sie die Eule? Sie hat uns die ganze Zeit zugesehen.« Ich folge seinem Blick in die Büsche, dann entdecke ich die Skulptur. Wir verabschieden uns. Auf bald!

---

*Ulrich Stock ist Reporter bei der ZEIT.*



# »Sag den anderen, ich lebe noch«

## **Abschied an einem strahlenden Tag im Frühherbst**

VON MATTHIAS NASS

Es ist der 3. Oktober, der Tag der Deutschen Einheit. Die Wiedervereinigung liegt 25 Jahre zurück. Das offizielle Deutschland feiert in Frankfurt am Main. Ein strahlender Tag im Frühherbst. Am Neubergerweg 80 in Hamburg-Langenhorn sitzt Helmut Schmidt in einer Ecke seines Arbeitszimmers im ersten Stock. »Sie sehen einen kranken Mann«, sagt er zur Begrüßung. Er fühle sich »beschissen«. Ob die Operation erfolgreich gewesen sei – er weiß es nicht. Die Chancen auf Gesundung? Fifty-fifty, schätzt er.

»Trinken Sie einen Schnaps!«, knurrt er. »Danke«, sage ich ablehnend – ich bin mit dem Auto da. Seine Haushälterin bringt Tee und zwei Stück Birmentorte. Schmidt will nichts. »Das ist die Geburtstagstorte für Frau Loah«, erklärt er. Die Lebensgefährtin seiner sehr späten Jahre, Ruth Loah, hatte vorgestern Geburtstag. In zwei Wochen wolle sie auf eine Schiffsreise gehen, die Hurtigrutenstrecke entlang der norwegischen Küste, sagt Schmidt. Dann könnte er vielleicht wieder ins Büro kommen.

Wird er das schaffen? Er wirkt schwach an diesem 3. Oktober. Aber er raucht schon wieder pausenlos. Ich habe ihm die neue Kissinger-Biografie von Niall Ferguson mitgebracht. Er blättert ein bisschen darin herum, legt sie aber bald wieder zur Seite. Von Henry habe er längere Zeit nichts gehört.

Merkel solle ruhig noch eine Weile Kanzlerin bleiben, sagt er ziemlich unvermittelt. Die mache ihre Sache gut. Wer als SPD-Kanzlerkandidat gegen sie antreten solle, frage ich. »Weiß ich nicht. Interessiert mich auch nicht.«

Dass der *Spiegel* seinen Briefwechsel mit Willy Brandt in Auszügen abgedruckt hat, hat er registriert. Aber auf Brandt geht er nicht weiter ein. Unser Gespräch springt ein wenig hin und her, vom früheren US-Verteidigungsminister Melvin Laird, dem er noch für ein Buch danken muss, zu Wladimir Putin, über den demnächst eine Biografie erscheinen wird. Auf die ist Schmidt gespannt.

Helmut Schmidt lässt sich alle Zeitungen aus dem Büro ins Haus bringen, darunter *Financial Times*, *Economist* und *New York Times*. Aber er sei immer schnell durch mit der Zeitungslektüre. Wie so oft erwähnt er, dass für ihn die wichtigste Informationsquelle die Presseübersicht der deutschen Botschaften sei; so wisse er, was in Peking, Washington, Moskau und London gedacht werde.

Ich habe aber nicht den Eindruck, dass er die Kraft zu konzentrierter Lektüre hat. In diesen Tagen bewegt er sich nur noch zwischen Schlafzimmer und Arbeitszimmer. Ins Erdgeschoss begibt er sich nicht mehr hinunter. Er isst an seinem Schreibtisch.

Ob er jemanden habe, der mit ihm Schach spiele, frage ich ihn. Schach! Ein Strahlen geht über sein Gesicht. Ob ich denn Schach spiele? Nicht gut genug! Aber ich wolle gern meinen *ZEIT*-Kollegen Ulrich Stock bitten, ihn zu besuchen und mit ihm eine Partie zu spielen. Das findet er eine prima Idee.

Über Karl Popper sprechen wir, weil dessen Bände direkt vor meiner Nase im Bücherregal stehen. Über Horst Seehofer («Das ist der eigentliche Führer der Opposition») und über Syrien («Der Iran spielt eine wichtige Rolle!«).

Und über die vielen, die schon gestorben sind, »einer nach dem anderen«: Lee Kuan Yew, Richard von Weizsäcker, Siegfried Lenz. Und Peter Scholl-Latour. Den hat Schmidt immer geschätzt.

Nach einer guten Stunde spüre ich, wie sehr ihn das Gespräch erschöpft. Ob ich noch etwas für ihn tun könne? »Sag den anderen, dass ich noch lebe.« Wir

wollten alle noch seinen 100. Geburtstag feiern, erwidere ich. Das wird nichts, meint er. Vielleicht schaffe er es noch bis zum 97. »Ist ja schon bald«, sage ich. »Ja«, antwortet er, »ist bald.«

---

*Matthias Naß, Internationaler Korrespondent, ist seit 32 Jahren bei der ZEIT – genau wie Helmut Schmidt.*

# Ein Leben für Deutschland

## **Erinnerung an einen Staatsmann, der Stärke aus seinem Pflichtgefühl bezog**

VON THEO SOMMER

Die Deutschen haben in den vergangenen hundert Jahren nur wenige große Staatsmänner hervorgebracht, auf die sie stolz sein können. Helmut Schmidt gehört zu diesen wenigen. In der Ehrengalerie der Nation gebührt ihm ein prominenter Platz – ein Platz, wie er ihn in den Herzen der Bürger längst gefunden hat. Sie werden ihm ein achtungsvolles, ja liebevolles Gedenken bewahren: dem Bändiger der Hamburger Flut von 1962; dem Mann, der den RAF-Terroristen den Kampf ansagte und sie bei der Befreiung von 86 Geiseln aus der gekaperten Lufthansa-Maschine Landshut auf dem Flughafen von Mogadischu in die Knie zwang; dem Wirtschaftspolitiker, der in den Strudeln zweier Erdölkrisen Kurs hielt; dem als Praeceptor Germaniae mehr und mehr über den Parteien, auch über der eigenen Partei stehenden Altbundeskanzler.

Historische Größe ist ein relativer Begriff, gebunden an die Bedingungen und Erfordernisse des Augenblicks. Helmut Schmidts Größe war von anderer Art als die Konrad Adenauers oder Willy Brandts, weil seine Zeit von anderer Art war. Er musste nicht Fundamente legen, konnte nicht ganz neu beginnen. Eigentlich hatte er ja Architekt und Städteplaner werden wollen. Aber als er im Mai 1974 Bundeskanzler wurde, unverhofft und wider eigenes Wollen und Erwarten, war das Zeitalter der Architektonik vorerst zu Ende.

Die tragenden Pfeiler der deutschen Außenpolitik standen: der von Adenauer vollzogene Einbau der Bundesrepublik in den Rahmen der Europäischen Gemeinschaft wie der Atlantischen Allianz; dazu die von Brandt eingeleitete Öffnung nach Osten. Auch im Inneren standen die Strukturen: soziale

Marktwirtschaft, dynamische Rente, Wehrgesetzgebung, Notstandsgesetze. Es war keine Zeit für Baumeister. Schmidt musste die Deutschen einüben in die Normalität, musste Westpolitik und Ostpolitik, Bündnistreue und Entspannung, Verteidigungswillen und Abrüstungsbereitschaft verschmelzen zu einer neuen bundesrepublikanischen Staatsräson. Er war nicht autoritär wie Adenauer. Er stürmte nicht heilsgewiss voran wie Brandt. Er setzte auf die Vernunft, der er mühsam eine Klientel zu schaffen suchte in einer Zeit, in der das Zerbröseln des gesellschaftlichen Konsenses Führung immer schwieriger werden ließ. Geschichte machen? Politiker, die zuvörderst dies anstrebten, so sagte er einmal, seien regelmäßig gescheitert. Ihm ging es ums Weitermachen. Krisenmanagement verlangte die Zeit. Schon das war nicht einfach für den Bundeskanzler.

Viel später bekannte er: »Ich wollte dieses Amt nicht. Ich hatte Angst davor.« Aber dann nahm er sich, wie es stets seine Art war, in die Pflicht. Die Auswirkungen der Ölkrisen von 1973/74 und 1979/80 belasteten seine Kanzlerschaft: Das Wirtschaftswachstum blieb zeitweise aus, die Inflation stieg vorübergehend auf sieben Prozent, die Zahl der Arbeitslosen kletterte von der halben Million, die er übernommen hatte, auf 1,8 Millionen. Zugleich wurde die Entspannungspolitik überschattet von der fortdauernden Rivalität der Supermächte in der Dritten Welt; von der Bedrohung der Bundesrepublik durch die sowjetischen Mittelstreckenraketen SS-20 in der zweiten Hälfte der 1970er; von Moskaus Afghanistan-Abenteuer (1979); schließlich von der Verhängung des Kriegsrechtes in Polen (1981). Hinzu kam die Herausforderung des Terrorismus. Schon kurz nach Schmidts Amtsantritt begann mit dem Mord an dem Berliner Kammerpräsidenten Günter von Drenkmann eine blutige Serie von tödlichen RAF-Anschlägen, die das Land drei Jahre in Atem hielt.

Mit dem Terrorismus wurde Schmidt fertig durch Unnachgiebigkeit, Entschlossenheit und Nervenstärke. Er hatte 1975, als der Berliner CDU-

Vorsitzende Peter Lorenz gekidnappt wurde, mit hohem Fieber im Bett liegend der Freilassung von fünf einsitzenden Terroristen zugestimmt. Später nannte er dies einen schweren Fehler. Danach jedoch blieb er unbeugsam, 1975 bei der Besetzung der Bonner Botschaft in Stockholm wie 1977 bei der Entführung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer durch die Rote Armee Fraktion (RAF). Wären die Erstürmung der Landshut und die Rettung der Geiseln missglückt, so hätte niemand ihm seinen Rücktritt ausreden können. Den Mord an Schleyer nahm er erschüttert, doch in demutsvollem Bewusstsein von Versäumnis und Schuld auf sich – im Sinne von Max Webers Satz, dass alles Tun, zumal aber das politische, in Tragik verflochten sei.

Eine Woche nach Schleyers Ermordung hielt Helmut Schmidt eine Rede vor dem Londoner International Institute for Strategic Studies, in der er auf die neue Bedrohung Europas durch die SS-20-Rakete hinwies. Dies war der Keim des Nato-Doppelbeschlusses vom Dezember 1979, der vorsah, 108 Pershings und 464 Marschflugkörper in Europa aufzustellen, einen großen Teil davon in der Bundesrepublik, den Sowjets allerdings gleichzeitig Rüstungskontrollverhandlungen vorzuschlagen. Sollte der Kreml sich darauf einlassen, sein Mittelstreckenarsenal wieder aus dem Verkehr zu ziehen, werde der Westen auf die Nachrüstung mit Pershings und Marschflugkörpern verzichten. Der Doppelbeschluss signalisierte den Sowjets, dass sich das Atlantische Bündnis nicht erpressen ließ. Zugleich jedoch gab er der Friedensbewegung in der Bundesrepublik mächtigen Auftrieb. Auch innerhalb der SPD wuchs die Zahl der Zweifler und Gegner. Am Ende stand der Kanzler in seiner Partei fast allein. Doch die Geschichte gab ihm recht. Zehn Jahre nach seiner Londoner Rede, fünf Jahre nach seinem Sturz erlebte Helmut Schmidt die Genugtuung, dass Michail Gorbatschow der »Null-Lösung« zustimmte, die er von Anfang an angestrebt hatte.

**Der Macher war auch ein Intellektueller von hohen Graden**

In der Wirtschaftspolitik versagte ihm die SPD zuletzt ebenfalls die Gefolgschaft. Er hatte das Land mit ruhiger Hand durch zwei Weltwirtschaftskrisen gesteuert. Aber nun stiegen die Abgabenquote, die Steuerbelastung, die Nettokreditaufnahme der öffentlichen Hand. Die Investitionen sanken um ein Drittel. Das Steuer musste herumgerissen werden. Er wollte eine Wende. Aber als er der SPD-Fraktion im Juni 1982 die haushaltspolitischen Leviten las, traf seine Botschaft auf verschlossene Mienen. An der SPD scheiterte er, nicht an der FDP. Es blieb Schmidt nur noch, seinen Abgang stilvoll zu inszenieren.

Geblieden ist die Erinnerung an einen Staatsmann, der Stärke aus seinem Pflichtgefühl bezog. Helmut Schmidt regierte nüchtern, kompetent und konsequent. Er war realistisch, urteilsstark, entscheidungsfreudig. Indes gingen seinen Entscheidungen immer lange, tiefgründige Beratungen und Konsultationen voraus. Regieren war für ihn weder Durchwursteln noch Durchregieren, sondern diszipliniertes Handeln auf konkrete Ziele hin. Auf der Weltbühne vertrat Helmut Schmidt die deutschen und europäischen Interessen mit Respekt heischender Konsequenz, Eloquenz und Effizienz. Auf der heimischen Bühne versuchte er, auch in schwierigen Zeiten einen Begriff von Rationalität in der Politik aufrechtzuerhalten, der einen Schutzpanzer bot gegen modische Anwandlungen und emotionale Aufwallungen. Er verabscheute sterile Aufgeregtheit ebenso wie bloßes Wunschdenken. »In der Politik hat keine Emotion und Leidenschaft Platz außer der Leidenschaft zur Vernunft« war seine Devise.

Von staatlicher Sinnstiftung hielt er nichts: »Mir ist es lieber, wenn die Regierung das Richtige tut, als wenn sie nur über das Richtige philosophiert.« Manche, Linke wie Rechte, warfen ihm deswegen einen »abgemagerten Politikbegriff« vor. Sie übersahen, dass seine Vorstellung von Politik durchaus eine philosophische Wurzel hatte. Sie war gekoppelt an Wertvorstellungen und

ethische Normen, geschult an Immanuel Kants kategorischem Imperativ und an Karl Poppers Lehre vom *piecemeal engineering*, einer Veränderung Stück um Stück und Schritt für Schritt. Der Macher war immer auch ein Intellektueller von hohem Grad, ein philosophischer Kopf, ein Moralist.

Plagten ihn nie Zweifel an der Richtigkeit seiner Linie? »Nur die Dummen zweifeln nicht«, beschied er einen Frager. Doch erst spät ging ihm auf, dass er das in der nachdrängenden Generation aufkeimende Bedürfnis nach individueller Emanzipation und kreativem Handeln in der Politik unterschätzt hatte. An den Achtundsechzigern störte ihn der »Primitiv-Marxismus plus Anarchismus plus Wille zur Gewalt«. Die SPD wollte er nicht zu einem »Dachverband für die Propagierung von Minderheitengruppen mit Minderheitenmeinungen« verkommen lassen. Er dachte vom Staate, nicht von der Gesellschaft her. Zu arbeitsbesessen, zu gründlich seien er und seine Altersgenossen wohl gewesen, bemerkte er Jahre später einmal, »um die Lockerheit, die Lässigkeit und die Lebenskunst der neuen Generation mitzuerleben und aufnehmen zu können«.

Seiner Leidenschaft zur Vernunft hat er auch in den 33 Jahren gelebt, die seit seinem Ausscheiden aus dem Amt vergangen sind. Die Deutschen haben manchen Ex-Kanzler erlebt, der bloß über die Hintergründe seines Sturzes sinnierte und spintisierte. Nicht so Helmut Schmidt. Er blieb rastlos tätig, reiste ohne Unterlass um die Welt, hielt Vorträge und schrieb in dreißig Jahren dreißig Bücher, alle lesenswert und bedenkenswert, alles Bestseller. Daneben richtete er 1993 seine Nationalstiftung ein, die Bürgersinn und Zivilcourage und »patriotische Anhänglichkeit an die eigene Nation« anregen soll. Im Kuratorium der ZEIT-Stiftung hatte seine Stimme bis zuletzt entscheidendes Gewicht.

Vor allem jedoch: Seit Mai 1983 gehörte Helmut Schmidt zur *ZEIT*. Gerd Bucerius, der Gründer und damalige Eigentümer des Blattes, holte ihn als Herausgeber, von 1985 bis 1989 auch als Verleger und Geschäftsführer, in die Führungsetage des Blattes. Er wollte ihm eine Heimstatt und Werkstatt bieten.



Schmidt nahm das Angebot an; später nannte er es einen »großen Glücksfall«. So wurde der Politiker auf seine alten Tage zum Zeitungsmann.

Gewiss stießen da Welten aufeinander. Die Redaktion musste sich an die Dauerpräsenz der Leibwächter gewöhnen, der Altkanzler über die abgeessenen Teller hinwegsehen lernen, die nach der Redaktionsschluss-Nacht auf den Korridoren standen. In Einstellungsgesprächen unterdrückte er bei Männern selten die Frage: »Haben Sie gedient?« Seine Memoranden zur Lage des Blattes waren gelegentlich 40 Seiten lang. Ganz zu Anfang antwortete ihm der Chefredakteur einmal in einer fast ebenso langen Erwiderung: »Eine Redaktion ist ein pulsierender Organismus, kein hierarchisch aufgebautes Ministerium, und der Chefredakteur ist kein weisungsausführender Staatssekretär.« Schmidt begriff es rasch, wiewohl er sich öfters zur Duldsamkeit zwingen musste.

Doch spielte er in der Redaktion nie den Kanzler. Er hörte zu, ließ sich unterbrechen, genoss selbst den unehrerbietigsten Schlagabtausch. Anfangs nahm er, wissbegierig und kommentarfreudig, an mehreren Planungskonferenzen der Ressorts teil, dann beschränkte er sich auf die Politik-Konferenz. Jeden Freitag saß er dort pünktlich um zwölf, paffte seine Mentholzigaretten oder schnupfte schnaubend und schnäuzend seinen Schmalzler Marke Gletscherprise. Eine gelb angemerkerte Ausgabe vor sich, kommentierte er ohne Schroftheit, aber auch ohne angestrengte Altersmilde die aktuelle Ausgabe der *ZEIT* und die Zeitläufte. Er sagte seine Meinung, die Redakteure sagten die ihre.

Die Redaktion und der alte Kanzler gewöhnten sich aneinander, achteten einander, lernten voneinander. In mancherlei redaktionellen oder verlegerischen Turbulenzen wirkte Helmut Schmidt als ruhender Pol, auf Kontinuität und Gediegenheit bedacht, wo der flügelschlagende Zeitgeist den Geist der *ZEIT* zu verwehen drohte. Auch als Publizist hütete er sich vor jener »ins Leere verlaufenden Romantik des bloß intellektuell Interessanten«, die schon Max

Weber geißelt hatte. So blieb er ganz der Alte. Zugleich ist er einer von uns geworden. Über 32 Jahre war er bei der *ZEIT* – zehn Jahre länger, als er öffentliche Ämter innehatte, und viermal so lang, wie er Bundeskanzler war.

Er hätte des Sockels der *ZEIT* nicht bedurft, um sichtbar zu bleiben und gehört zu werden. Er wusste jedoch den Resonanzboden zu schätzen, den ihm das Blatt bot. Als Bucerius ihn holte, war von »vier tragenden Artikeln im Jahr« die Rede. Dabei ist es nie geblieben. Von 1983 bis heute schrieb er 282 Artikel, meist große Ausarbeitungen. Die Themen, die Helmut Schmidt sich vornahm, waren all jene, die ihn in seinem aktiven politischen Leben beschäftigt und umgetrieben hatten. Er schrieb über die deutsche Frage, über Sicherheitspolitik und Außenpolitik, über die Weltwirtschaft und die Entartungen der freien Marktwirtschaft (»Raubtierkapitalismus«), über Europa und seine Heimatstadt Hamburg, über Gemeinwohl und Gemeinsinn, über öffentliche Moral, Bürgerrechte und Bürgerpflichten. Es war ein weiter thematischer Bogen, den er immer wieder abschnitt. Historischer Tiefgang verband sich in seinen Artikeln allemal mit gründlicher Kenntnis der Aktualität. Alle boten sie zugleich Analyse, Orientierungshilfe und Handlungsanleitung. Und alle fanden sie rund um den Globus Beachtung.

Die Deutschen haben Helmut Schmidt vieles zu verdanken. Seine unbeirrbarere Grundsatztreue, die in schweren Prüfungen bewiesene Festigkeit des Herzens, seine begnadete Gabe, zu jeder Zeit in der angemessenen Tonlage das richtige Wort zu sagen – sie werden unvergessen bleiben. Er gab dem deutschen Volk in bewegten Zeiten Sicherheit und Selbstvertrauen. Er mehrte das Ansehen der Bundesrepublik in der Welt. Auch in seinem zweiten Leben, das er nach der Politik geführt hat, war er vielen Vorbild, Ansporn, Instanz. Ein Teil des Glanzes, der von ihm ausging, ist auch auf die *ZEIT* gefallen. Sie verneigt sich in stiller Dankbarkeit vor dem toten Mentor, dem Kollegen, dem Freund.

**Ein Teil des Glanzes, der von ihm ausging, ist auch auf die *ZEIT* gefallen**

Schon vor Jahren hat Helmut Schmidt gern ein vierzeiliges Gedicht von Robert Frost rezitiert: »The woods are lovely, dark and deep / But I have promises to keep / And miles to go before I sleep / And miles to go before I sleep.« Seine Versprechen hat er gehalten. Nun ist er die letzte Meile gegangen.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert, im Sommer 1961, bin ich Helmut Schmidt zum ersten Mal begegnet. Wir teilten uns ein Schlafwagenabteil im Zug von Genf, wo das Londoner Institute for Strategic Studies seine Jahreskonferenz abgehalten hatte; die halbe Nacht unterhielten wir uns bei Fürstenberg Pils über Sicherheit und Verteidigung. Es war der Beginn eines jahrzehntelang fortdauernden Meinungs-austausches über Weltpolitik. Unsere Lebenswege verschränkten sich danach immer wieder auf merkwürdige Weise. Im Jahre 1969 holte er mich ins Verteidigungsministerium, um dort einen Planungsstab aufzubauen und das Weißbuch 1970 zu schreiben; 1983, nach seiner Abwahl als Bundeskanzler, holte ihn Gerd Bucerius als Herausgeber zur *ZEIT*. Wir wurden Freunde auf sehr hanseatische Weise: Vorname und »Sie«. Doch wir waren uns nahe, auch da, wo wir verschiedener Meinung waren.

Während seiner letzten Erkrankung schrieb ich ihm ein paar Zeilen; er freute sich darüber. Aber ich wollte ihn so bald wie möglich sehen, ihn aufheitern, mit ihm über die Weltläufte reden. Also nahm ich mir vor, ihn auch ohne Termin am vorigen Wochenende einfach zu überfallen. Am Samstagvormittag fuhr ich in den Neubergerweg, mit einem Beutelchen voll Baileys-Pralinen, das meine Sekretärin Eva Bontzas besorgt hatte – Baileys war das einzige alkoholische Getränk, das er gern zu sich nahm. Vor dem Haus traf ich einen seiner Sicherheitsbeamten. »Es wird wohl nichts mit dem Besuch«, sagte er. »Der Chef hat die ganze Nacht nicht geschlafen. Jetzt schläft er. Ich weiß nicht, wann er aufwacht.«

Helmut Schmidt ist nicht wieder aufgewacht. Ich trauere um einen Freund, der

mir viel bedeutet hat. An seinem Grab werde ich mit Matthias Claudius sagen:  
»Sie haben einen guten Mann begraben. Mir war er mehr.«

---

*Theo Sommer, 1930 in Konstanz geboren, war von 1973 bis 1992 Chefredakteur  
der ZEIT.*

# Doch von Herzen Sozialdemokrat

**Er war eine Jahrhundertgestalt für Deutschland und für Europa. Was Helmut Schmidt mir bedeutet hat und was ich von ihm gelernt habe**

VON SIGMAR GABRIEL

Eine Jahrhundertgestalt ist gestorben. In nur drei Jahren hätte Helmut Schmidt seinen 100. Geburtstag erlebt, nun haben die Kräfte nicht mehr gereicht.

Die SPD betrauert nach dem Tod von Egon Bahr in kurzer Folge den Verlust eines zweiten prägenden Kopfes ihrer Nachkriegsgeschichte. Die historische Spanne einer Generation mit ihren tief einschneidenden persönlichen Erfahrungen neigt sich dem Ende zu. Eine Generation, die Deutschlands Katastrophen erlebt und den Neuanfang in der Demokratie gestaltet hat.

Helmut Schmidt trug die große Last und Verantwortung der Geschichte. Aber, das ist genauso wichtig, er hatte die Möglichkeit, im Alter von 27 Jahren unversehrt den Neubeginn zu erleben und dann mit schier unglaublicher Kraft mit aufzubauen, was Historiker als »geglückte Demokratie« der Bundesrepublik bezeichnen. Nicht die Verheerungen Europas bestimmten sein Leben, sondern die Lehren daraus. Es war sein Lebensglück, zu diesem Weg eines besseren Deutschlands beitragen zu können. In seinem hanseatischen Understatement bezeichnete er sich als einen »leitenden Angestellten der Bundesrepublik«. Doch war er viel mehr, er hat den Neuanfang gelingen lassen. Nicht nur die SPD, nein, Deutschland schuldet ihm großen Dank dafür.

Was unsere Geschichtsbücher füllt, hat auch in meinem Leben Spuren hinterlassen. Als ich 1977 in die SPD eintrat, war Schmidt seit drei Jahren Bundeskanzler. Ich war zu der Zeit Falke, also Mitglied eines eher ungestümen

SPD-nahen Jugendverbands. Schmidt war damals entschieden für die Atomenergie, wir Falken waren entschieden dagegen. Er war für die Nato-Nachrüstung – wir natürlich dagegen. Schmidt stand für betont pragmatische Politik – wir träumten vom großen Wurf. Und trotzdem traten viele junge Menschen – auch ich – nicht trotz, sondern wegen ihm in die SPD ein. Warum war das so?

Aus Respekt. Als die jungen Linken sich an Helmut Schmidt zu reiben begannen, hatte er schon Beeindruckendes geleistet. Er hatte krisenfest als Hamburger Innensenator einer Sturmflut getrotzt; er hatte als junger SPD-Bundestagsabgeordneter in den 1950er Jahren die Westbindung der Bundesrepublik unterstützt und als Verteidigungsexperte den Aufbau der Bundeswehr als Parlamentsarmee begleitet. Zugleich war er entschiedener Gegner einer atomaren Bewaffnung des geteilten Deutschlands. Als Brandt Kanzler wurde, diente ihm Schmidt zunächst als Verteidigungsminister. Und es sagt einiges, dass dieser Minister das Leitbild des Staatsbürgers in Uniform durchsetzte, von jedem Soldaten einen eigenen Kopf erwartete und per »Haarerlass« gleich auch Bart und Mähne darauf zuließ. Pflichterfüllung forderte er. Aber preußischer Drill und Duckmäsertum waren ihm ein Gräuel.

Schmidt war hanseatisch liberal. Er war Demokrat mit jeder Faser. Er war Streitbar, polemisch und kampfeslustig, dabei aber immer argumentierend. Kein anderer Politiker konnte schlechte Argumente so erbarmungslos sezieren wie er, kein anderer seine eigene Position – gerade dort, wo sie vom je aktuellen Mainstream abwich – so präzise begründen. Das machte die Auseinandersetzung mit ihm für junge Protestlinke in den 1970er Jahren anstrengend. Aber es wuchs auch Wertschätzung. Und so sehr er nach seinem Ausscheiden aus dem Kanzleramt auch nach dreißig Jahren noch darüber grollen konnte, dass ihm seine Partei beim Nato-Doppelbeschlusses die Gefolgschaft verweigert hatte, so sehr genoss er es, wenn wir damals Jüngeren ihm nun auf die in praktisch jedem

längeren Gespräch irgendwann auftauchende Frage »Du hast doch damals auch gegen mich gestimmt, stimmt's?« antworteten: »Ja, Helmut. Aber du hattest recht und wir nicht.«

Helmut Schmidt und die SPD – das war über ein Jahrzehnt lang ein konfliktgeladenes Verhältnis. Er strebte nie das Amt des Parteivorsitzenden an, in das er wohl gewählt worden wäre. Ihm selbst war klar, dass er den Genossen mit einem gegenüber der aufrüstenden Sowjetunion illusionslosen, mit einem sozialpolitisch realistischen, mit einem wirtschaftsfreundlichen Kurs viel zumutete. Das waren nicht die Stichworte, die Ende der 1970er Jahre viel Beifall fanden.

Schmidt machte fraglos auch Fehler. Dazu gehörte, dass er die Umweltbewegung unterschätzte. Aber er lag richtig darin, die industrielle Stärke unseres Landes nicht preiszugeben und darauf zu bauen, dass Industrie und Sozialpartnerschaft auch die Verbesserung der Lebensverhältnisse für die große Zahl von Arbeitnehmern bringt. Das war gemeint, als er mit dem Slogan »Modell Deutschland« 1976 seinen ersten erfolgreichen Wahlkampf bestritt.

Später kamen die SPD und Schmidt wieder enger zusammen. Als er den »Raubtierkapitalismus« der Finanzmärkte attackierte, zehn Jahre vor der Finanzmarktkrise von 2008, sprach er seiner Partei aus dem Herzen. Aber hatte er sich dabei eigentlich gewandelt? Ich glaube, dass es derselbe Schmidt war, der nach Dollarverfall und Ölpreiskrise 1973 gemeinsam mit den USA und Frankreich daranging, das Format der Weltwirtschaftsgipfel, der G 6, später G 7, ins Leben zu rufen. Es war derselbe Schmidt, der sagte: »Niemals ohne Frankreich«, und der 1978 mit Valéry Giscard d'Estaing das Europäische Währungssystem auf den Weg brachte, aus dem der Euro entstand. Es war derselbe Schmidt, der in seinem Buch *Außer Dienst* schrieb: »Kein Markt schafft automatisch Marktordnung.« Überall müsse die Regierung für Ordnung sorgen oder, in Zeiten der Globalisierung, die internationale Gemeinschaft. Helmut

Schmidt wollte den Markt einbetten in eine Ordnung der sozialen Gerechtigkeit, er war Sozialdemokrat mit Leib und Seele!

Außer Dienst war er freilich nie. In seiner Haltung hat er immer regiert, auch wenn er gerne darauf hinwies, dass er ja seit langer Zeit kein Politiker mehr sei. Natürlich war er das bis in diese letzten Tage hinein. Als ich ihn vor gut drei Wochen das letzte Mal besuchte, wollte er viel wissen über die aktuelle Flüchtlingskrise und war voller Sorge, dass die demokratische Stabilität des Landes überfordert werden könnte. In den letzten Jahren kam er wieder, nach langer Pause, in die Gremien der SPD. Er besuchte die Bundestagsfraktion. Er folgte, ich glaube sogar, sehr gern, meiner Einladung in den Parteivorstand. Er redete wieder auf Parteitag. Und immer ging es ihm um Europa. Was geschieht in der Welt, was bedeutet das für Europa, was folgt daraus für Deutschland? Und erst dann: Was muss die SPD tun? Diese Reihenfolge der Fragen, in deren Mittelpunkt immer der Erhalt der europäischen Einigung stand, belegt die Kontinuität seines Denkens und machte ihn bis zuletzt auch für junge Menschen zu einem Welterklärer. Zugegeben: Die Begegnungen mit ihm, zu denen er mich als Parteivorsitzenden der SPD nach Hamburg einlud, glichen manchmal einer Vorlesung, bei der ich nur gelegentliche Zwischenfragen stellen durfte. Aber sie waren immer eine Freude und Bereicherung. Ansonsten trösteten die Worte Henry Kissingers: »Machen Sie sich nichts daraus. Ich bin mit Helmut 50 Jahre befreundet, aber er hat mir noch nie in meinem Leben ein einziges Mal recht gegeben.«

In der SPD wird seine letzte große Parteitagrede im Jahr 2011 in Erinnerung bleiben. Er schilderte darin seine historische Erfahrung eines durch nationalen Hochmut und Krieg zerstörten Europas und mahnte uns mit aller scharfzüngigen Eindringlichkeit, den Glücksfall eines geeinten Europas nicht an neuen nationalen Egoismen kaputtgehen zu lassen. Die Rede war wohl seine endgültige Heimkehr in die SPD, sie endete mit einem flammenden Appell für ein geeintes



Europa und den Worten »Wir Sozialdemokraten«. Deutlicher konnte er es kaum ausdrücken, dass trotz aller Brüche Anfang und Ende seines politischen Lebenslaufes die deutsche Sozialdemokratie war. Auch das Porträt August Bebels in seiner Hamburger Wohnung war ein sichtbares Zeichen dafür. Die Delegierten applaudierten stehend, und es berührte sichtlich auch ihn.

Wenn es ein Vermächtnis gibt, das Helmut Schmidt uns aufgegeben hat, dann dieses: Immer an der Seite Frankreichs bleiben, die Partner in den Bündnissen des Westens niemals entfremden, Deutschland zur Welt hin öffnen, Verantwortung tragen, aber ohne jede Oberlehrerhaftigkeit anderen europäischen Nationen gegenüber. Das Zeitalter der Kriege auf dem europäischen Kontinent war für ihn immer der Ausdruck des Konflikts zwischen dem Zentrum – Deutschland – und der Peripherie Europas. Erst mit der europäischen Einigung und der Bindung Deutschlands an Frankreich sei dieser Konfliktherd beseitigt worden. Nicht nur militärische, auch ökonomische Hegemonie könne verhängnisvolle Folgen haben. Eine überdehnte Führungsrolle Deutschlands werde die Abkehr von europäischer Solidarität zur Folge haben. In diesen Tagen muss ich oft an diese Warnung denken.

Bei unserer letzten Begegnung, vor wenigen Tagen, sagte er mir: »Ihr habt es schwerer, als ich es hatte. Ich würde dir helfen, wenn ich könnte.« Seine Kräfte haben nicht mehr ausgereicht. Umso mehr müssen unsere eigenen Kräfte nun sein politisches Erbe tragen. Der Krisenmanager und Weltökonom steht in der Reihe der großen Sozialdemokraten des 20. Jahrhunderts. Helmut Schmidt gehört zur SPD wie August Bebel, Friedrich Ebert oder Willy Brandt. Er wird uns fehlen.

---

»Viele junge Leute – auch ich – traten nicht trotz Schmidt in die SPD ein, sondern wegen ihm«

---

*Sigmar Gabriel war bei der ungestümen Jugendorganisation der SPD, den Falken, als Schmidt Kanzler wurde. Kein leichter Anfang.*

# Staatsmann mit Schnauze

## Seine Standfestigkeit bewahrte die Freiheit im Deutschen Herbst und den Frieden im Kalten Krieg

VON JOSEF JOFFE

Was macht den Staatsmann aus? Er müsse der »Tüchtigste und Trefflichste« sein, dozierte Aristoteles. Machiavelli sprach von *virtù* und *fortuna*, Max Weber von »Charisma«. Bei Helmut Schmidt wollen wir vor allem über die Durchsetzungskraft reden, ohne die alles nichts ist, und diese Geschichte läuft so:

George Shultz, der ehemalige US-Außenminister, hatte in Stanford eine Runde der Großen aus aller Welt zusammengerufen, unter ihnen Helmut Schmidt. Das Festmahl fand im Stanford-Museum statt. Kaum hatte sich der frühere Kanzler hingesetzt, griff er schon zur Mentholzigarette. Nun weiß der gewöhnliche Sterbliche, dass in den USA die Todesstrafe auf Rauchen steht, in Kalifornien noch eine, in Stanford, einer Bastion der Leibesertüchtigung, die dritte – und noch nie durfte irgendjemand Rauch blasen, wo Gemälde an den Wänden hängen.

Folglich näherte sich in gebückter Haltung eine Shultz-Gehilfin: »*Excuse me, Mr. Chancellor*, Rauchen ist hier nicht erlaubt.« Schmidt fasste sich ans rechte Ohr und setzte wie in anderen kniffligen Momenten seine Schwerhörigkeit strategisch ein: »*What did you say?*« Die arme Frau wiederholte sich. Die Antwort war eine Rauchschwade plus ein lautes »*I can't hear you!*«. Die Arme zog von dannen und kam mit einem Aschenbecher wieder. Der steht heute noch im Memorabilien-Schrein. Schmidt war auch der Einzige, der auf der Bühne des Hamburger Thalia-Theaters ein Päckchen wegrauchen durfte (mit einem

Feuerwehrmann in der Kulisse).

Schopenhauer schreibt dem Staatsmann »Mut« und »Festigkeit« zu. Diese Feuerprobe bestand der Kanzler im Deutschen Herbst, als die RAF das Land mit Mord und Terror als »Schweinestaat« zu entlarven versuchte. Der Höhepunkt war die Entführung der Lufthansa-Maschine *Landshut*: das Leben der Geiseln gegen die inhaftierten RAF-Genossen. In der unmenschlichen Qual entschied sich Schmidt für den Einsatz der GSG 9 – den ersten Gewalteininsatz im Ausland seit 1945. Fortuna war ihm hold. Wenn nicht? Er wäre im Falle der Katastrophe zurückgetreten, vertraute er seinen Leuten an.

Max Weber nennt das »Verantwortungsethik«: Es reiche nicht, das Gute nur zu wollen, der Staatsmann muss die Konsequenzen bedenken. Der Terror, so das Kalkül der RAF, würde dem Staat seine liberale Maske vom Gesicht reißen, ihn in die blindwütige Repression treiben und so die Revolution lostreten. Schmidts langjähriger Freund, der deutsch-amerikanische Historiker Fritz Stern, brachte die historische Leistung des Kanzlers auf den Punkt: Es sei vor allem dessen »Führungsstärke« zu verdanken, »dass die Bundesrepublik trotz all dieser Angriffe ihre bürgerlichen Freiheiten bewahren konnte«.

Der Deutsche Herbst war die Nagelprobe der jungen deutschen Demokratie; sie hat sie in der Ära Schmidt bravourös bestanden und so das Fundament befestigt, auf dem das Land zu einem mustergültigen liberalen Staatswesen herangewachsen ist. Stellen wir uns vor, es hätte ein Zauderer wie Ludwig Erhard oder ein Haudrauf wie Franz Josef Strauß regiert.

Selbstverständlich muss ein Staatsmann auch überzeugen, die Herzen der Menschen berühren können – eben Webers »Charisma« zeigen. »Schmidt-Schnauze« verkörperte diesen Magnetismus wie kaum ein anderer Kanzler. Unvergesslich bleibt ein Auftritt des *ZEIT*-Herausgebers im Thalia-Theater: die sonore Stimme, der gedankenschwangere Zug an der Zigarette, die perfekte

Kunstpause. Das Publikum lag ihm zu Füßen. Hernach fragte ich ihn: »Wie schaffen Sie das bloß, die Leute fressen Ihnen aus der Hand?« Er senkte gekonnt bescheiden den Kopf und grinste verschmitzt: »Ich bin eben ein Staatsschauspieler«, ein Standardspruch. Das war er – auch. Bloß lag dahinter ein harter Kern der Prinzipientreue, der sich in der Nachrüstungskrise 1979–83 zeigte. Schmidt hatte erkannt, dass in der sowjetischen Vorrüstung mit Atomwaffen, die nur Europa, nicht aber die USA treffen konnten, eine »separate Bedrohung« lauerte, welche die Sicherheit Europas von der amerikanischen entkoppeln würde.

Shakespeare hätte das Drama nicht besser schreiben können. Hier ein Land in der Revolte, in dem Millionen gegen US-Mittelstreckenraketen auf die Straße gingen. Dort die Sowjetunion, die wähnte, die Bundesrepublik werde einknicken. Hier eine SPD, die dem Kanzler die Treue entzog. Dort ein wankelmütiger Jimmy Carter, der Schmidt verzweifeln ließ. »Wenn ich den anrief«, erinnerte er sich, »dudelte im Hintergrund die klassische Musik. Ich hätte ihm genauso gut aus dem Bonner Telefonbuch vorlesen können.«

Schmidt drohte der Partei: Wenn ihr mir beim Nato-Doppelbeschluss nicht folgt, trete ich zurück! Derweil kochte der Koalitionär, die Genscher-FDP, ihr eigenes innenpolitisches Süppchen, um die expansive Ausgabenpolitik der SPD zurückzuschneiden (die auch Schmidt nicht goutierte).

1982 wurde Schmidt gestürzt, Kohl gekürt. Ein Jahr später gewann Kohl die Bundestagswahl haushoch, dann kamen die Raketen. Und doch will es die Ironie der Geschichte, dass Schmidt recht behielt. Um die Null auf beiden Seiten zu erzwingen, wollte er die Nachrüstung. Doch die vollzog erst Kohl. Drei Jahre später einigten sich Reagan und Gorbatschow auf die »Doppel-Null«: keine Raketen für niemand.

Schmidt hatte mit der Nachrüstung richtig entschieden, Kohl fuhr die Ernte ein.

Aus solchem Stoff werden Shakespearsche Tragödien gewebt. Bei dem Barden sterben die tragischen Helden. Schmidt aber schien unsterblich zu sein: als *ZEIT*-Herausgeber, der mindestens ein Buch pro Jahr schrieb, als Praeceptor Germaniae, als meistverehrter (noch lebender) Kanzler der Republik, weit vor Kohl und Schröder. Für Schmidt galt nicht der Spruch des US-Präsidenten Harry S. Truman: »Ein Staatsmann ist ein Politiker, der zehn oder fünfzehn Jahre tot ist.« Denn er war Staatsmann schon zu Lebzeiten, vor und nach seiner Kanzlerschaft. Überlassen wir seinem Freund Henry Kissinger das letzte Wort. Zu Schmidts 90. Geburtstag schrieb er: »Ich hoffe, dass er mich überlebt, denn eine Welt ohne Helmut wäre sehr leer.«

---

*Josef Joffe ist seit 2000 Herausgeber der ZEIT – zusammen mit Helmut Schmidt.*

# Ein Geschenk für unser Blatt

## Wie der strenge Kritiker des Journalismus zum begeisterten Herausgeber der ZEIT wurde

VON DIETER VON HOLTZBRINCK

Die erste persönliche Begegnung mit Helmut Schmidt liegt zwanzig Jahre zurück. Er kam eigens nach Stuttgart, um die Satisfaktionsfähigkeit der designierten neuen *ZEIT*-Gesellschafter zu erforschen. Mit Prinz-Heinrich-Mütze entstieg er seinem Wagen, schaute sich kurz um und begrüßte mich dann mit den Worten: »Haben Sie eine riesige Villa!« Erst im Hineingehen sah er die große Telefonzentrale und meinte entschuldigend lächelnd: »Ach, das ist wohl Ihr Verlagshaus.« Die nachfolgenden drei Stunden glichen einem Verhör, waren schweißtreibender als Abitur plus Diplom. Es dauerte noch Tage, bis ich von der Testamentsvollstreckerin des Gründungsverlegers Gerd Bucerius die erlösende Nachricht bekam, die Prüfung bestanden zu haben. Ob ich Schmidts Lieblingsnote »ordentlich« bekommen hatte, erfuhr ich nie.

Helmut Schmidt war in seiner Eigenschaft als Mitherausgeber der *ZEIT* angereist. Der kinderlose Gerd Bucerius hatte verfügt, dass die beiden Herausgeber Helmut Schmidt und Marion Gräfin Dönhoff einem etwaigen Verkauf des Zeitverlags zustimmen müssen. Dass auch die Gräfin der Anteilsübertragung an meine Geschwister und mich bedenkenlos zustimmte, verdanken wir ihrem engen Freund Marcus Bierich, damals Chef von Bosch und hochgeschätzter Aufsichtsratsvorsitzender unserer Verlagsgruppe.

Als vor gut 30 Jahren die Nachricht über Helmut Schmidts Berufung zum Mitherausgeber der *ZEIT* über die Ticker lief, hielt ich das für ein Gerücht. Würde denn ein kluger, auf die Unabhängigkeit seines Blattes größten Wert

legender Verleger einen Spitzenpolitiker auf einen publizistisch so sensiblen Posten hieven? Und würde andererseits ein vehementer Kritiker des deutschen Journalismus und der oft »inkompetenten« Journalisten ein solches Amt annehmen? Doch ich täuschte mich, täuschte mich gleich zweimal. Denn erstens wurde Helmut Schmidt Mitherausgeber des Blattes. Und zweitens wurde er, entgegen meinen Befürchtungen, zum großen Glücksfall für die *ZEIT*.

Ende der neunziger Jahre leiteten wir umfangreiche Reformen im Verlag und bei der Zeitung ein. Dabei stießen wir auf viel Unverständnis und Widerstand. Helmut Schmidt, der von der Notwendigkeit der Veränderungen überzeugt war, half, die Gemüter zu beruhigen und seine Kollegin Dönhoff zu besänftigen. Die vielen Neuerungen, die in jenen turbulenten Jahren durch die Chefredakteure Josef Joffe und Michael Naumann, danach von Giovanni di Lorenzo initiiert und mit großem Erfolg umgesetzt wurden, hatten Schmidts volle Unterstützung. Zugleich konnte der Mitherausgeber seine publizistischen Fähigkeiten im Blatt und in Büchern voll entfalten. Die *ZEIT* profitierte von seinem Wissen, seinem analytischen Talent und seinen weltweiten Verbindungen, gewann weiter an politischem und ökonomischem Profil. Der durchaus wertebewusste Helmut Schmidt lehrte zudem manch Jüngeren, wünschenswerte Maximalanforderungen mit dem Möglichen und Erreichbaren zu balancieren.

Im Zusammenspiel mit dem Verlag erwies sich der ehemals autoritäre Kanzler zunehmend als begeisternder Teamplayer. Bei seinen vielen öffentlichen Auftritten für die *ZEIT* begeisterte er mit seiner brillanten Rhetorik und Logik und mit seinen humorvollen, rauchgeschwängerten Gedanken. In den drei Jahrzehnten seines Wirkens trug er dabei mehr zu Ansehen und Auflage des Blattes bei, als es gutem Marketing möglich ist.

Der Helmut Schmidt, den wir als Bundeskanzler kannten und respektierten, und der Helmut Schmidt, den wir heute bewundern und der uns jetzt verlassen musste, scheint nicht derselbe zu sein. Damals erschien er unnahbar, unduldsam,



kompromisslos, zuweilen auch arrogant. Vieles davon dürfte dem nervenaufreibenden Amt geschuldet gewesen sein. Heute betrauern wir eine Persönlichkeit mit weit mehr Facetten. Denn der große Staatsmann und Weltökonom Schmidt war auch immer ein Lernender, ein Zuhörer, ein Mitleidender. Er war auch ein Schöngest und Musikverstehender, ein Verfechter der Menschenwürde, ein zukunftsorientierter Vordenker. Er konnte – und war es gern – höflich und charmant sein, wurde zunehmend liberal. Er war ein Geschenk für Deutschland, auch für die *ZEIT*. Bucerius' umstrittenste Personalentscheidung war seine beste. Und auch Helmut Schmidt hatte eine kluge Entscheidung getroffen: Er konnte sich ein zweites, erfülltes Berufsleben aufbauen, wirkungsmächtig dem Allgemeinwohl verpflichtet. Die *ZEIT* und die Familie von Holtzbrinck sagen ihrem einzigartigen Herausgeber Dank.

---

*Dieter von Holtzbrinck ist mit seinem Bruder Stefan und seiner Schwester Monika Schoeller Verleger der ZEIT.*

# »Was wird aus Kamtschatka?«

## **Tausend Sitzungen mit Helmut Schmidt**

VON MARTIN KLINGST UND BERND ULRICH

Das Besondere seiner Anwesenheit (meist ein Geschenk, manchmal auch eine Heimsuchung) war Alltag für uns: Den Kopf geneigt, die Augen geschlossen, in der Hand jene merkwürdig femininen Mentholzigaretten, so saß Helmut Schmidt freitagmittags um 12 Uhr da, während um ihn herum ein Dutzend Politikredakteure, ein Herausgeber, ein Editor-at-Large, zuweilen der Chefredakteur sowie dessen Stellvertreter über die Weltlage und die Themen der nächsten Ausgabe diskutierten.

Man konnte zunächst glauben, was die Journalisten da vortrugen, interessiere ihn nicht sonderlich und sei für ihn vertane Zeit. Dabei gab es in dieser wöchentlichen Runde keinen kontinuierlicheren, keinen treueren, keinen aufmerksameren Teilnehmer als Helmut Schmidt. Und keinen, der sich öfter als er mit Lob und Kritik in die Debatte eingemischt hätte. Wobei Kritik nicht das richtige Wort ist, eher: Tadel.

Wir, die Autoren dieses Artikels, können das bezeugen, denn etwa tausend Mal haben wir diese Freitagskonferenz mit Helmut Schmidt geleitet. Nur selten blieb sein Stuhl leer, war er verhindert, ließ er dies umgehend mitteilen.

Für jüngere Redakteure – und wir waren alle jünger als er – waren diese Sitzungen mit Schmidt immer wieder Lehrstunde in deutscher Geschichte, was, nebenbei gesagt, eine gute Übung ist für Journalisten, die selbst so gern welterklären. Schmidt war: Weltkriegssoldat, Innensenator, Finanz- und Verteidigungsminister, Kanzler, Weltpolitiker, Herausgeber der *ZEIT* – das hieß

nicht nur viel Leben, sondern auch dichtes Leben, gewichtiges Leben. Außer Schmidt gab es zuletzt niemanden mehr, dessen Lebensspanne fast das gesamte vergangene Jahrhundert umfasste, mit all seinem Horror, den Umbrüchen und Neuanfängen. Niemanden, der einen so übergroßen politischen Erfahrungsschatz besaß, niemanden, der so viele folgenreiche Entscheidungen getroffen hätte wie dieser Mann.

### **Keiner weiß, warum: Aber von 1983 an wurde das politische Spitzenpersonal immer schwächer**

Am wohlsten fühlte sich Schmidt, wenn er mit Journalisten diskutierte, die wie er die Umwälzungen des 20. Jahrhunderts miterlebt hatten und in denselben politischen Machtkategorien dachten. Die selber einst in einer Regierung gedient hatten oder wenigstens aufs Engste Kontakt zu Premiers und Präsidenten hielten. »Was hat der Schröder, was hat der Kissinger euch erzählt?«, war eine beliebte Frage. Die Freitagsrunde war manchmal eine Art Kabinettsersatz. Glücklicherweise »regierten« wir aber bloß über die zehn bis zwölf Zeitungsseiten des Ressorts Politik.

Dennoch suchte Schmidt auch immer wieder die Begegnung mit jüngeren *ZEIT*-Kollegen, die mit ganz anderen Augen auf Politik und Politiker blickten. Ärgerlich grummelte er manchmal, was er eben gehört habe, sei doch wieder nur »sinnloses Psychologisieren« und »dummes Journalistengeschwätz«. »Nichts, aber auch gar nichts« trüge das zur »Lösung der wirklich wichtigen Probleme dieser Welt bei«. Er konnte aber auch überraschende Attacken gegen die anderen Alten reiten: »Unterbrecht den jungen Kollegen nicht ständig. Auch wenn ich ganz anderer Ansicht bin, er hat da gerade etwas Interessantes erzählt.« So etwa in der hitzigen Debatte über die Beteiligung der Bundeswehr am Kosovokrieg oder über das Asylrecht. Mit ihm wurde die ganze Welt zum Thema, zuweilen verblüffte er mit der Frage: »Wird Kamtschatka in zwanzig Jahren russisch oder chinesisch sein?« Tja, wer weiß das schon?!

## **Er war zum Davonlaufen autoritär. Und zum In-den-Arm-Nehmen charmant**

Ein Lieblingsthema Helmut Schmidts war der mögliche EU-Beitritt der Türkei, den er für völlig falsch hielt, auch den Familiennachzug für Türken in Deutschland, den er als Kanzler selbst zu verantworten hatte, bedauerte er im Nachhinein. Das sagte er immer wieder, bis er bemerkte, dass die Türkei in Gestalt der Redakteurin Özlem Topçu neben ihm saß. Er stutzte dann, hielt inne, variierte sein Argument, und fing an, sie zu fragen. Auch sein großes Verständnis für Russland nahm sich im Angesicht der immer deutlicher widersprechenden, polnisch-stämmigen Alice Bota mit der Zeit anders aus. Auch für ihn selbst.

Es war ein Ritual, wenn Schmidt das Wort ergriff. Meist räusperte er sich, tastete in der Jackentasche nach der Dose mit Schnupftabak, streute sich eine dicke Prise auf den Handrücken, schnupfte und hub an. Es gab eine Handvoll Themen, die ihn besonders umtrieben und bei denen er nicht zu bremsen war: die Bevölkerungsexplosion, diese sechs und dereinst neun Milliarden Menschen, die sich den Globus teilen müssen. Die Wasser, Nahrung, Bildung und Arbeit brauchen und vor Hunger, Kriegen und Naturkatastrophen fliehen. Oder die aufstrebende Weltmacht China, die Schmidt immer wieder besuchte und für deren Premiers und Präsidenten er ein besonderes Faible hegte. Oder Amerika, diese Supermacht, die er bewunderte und an der er sich doch ständig rieb. Die er einerseits für unentbehrlich hielt bei der Bewältigung der Menschheitsprobleme, der er aber andererseits ständig Naivität, Arroganz und Führungsschwäche vorwarf.

Überhaupt: Führungsschwäche. Das war ein anderes seiner Lieblingsthemen. Allenthalben verortete er sie, im Kanzleramt wie im Weißen Haus, in Paris wie in London. Auch in Brüssel. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund muss in den Augen des Helmut Schmidt seit, sagen wir: 1983, die Qualität demokratischer

Politiker weltweit rapide abgenommen haben. Wie viele seiner Zeitgenossen sah Schmidt in der Auflösung alter Machtstrukturen, in humanitären Militärinterventionen und revoltierenden Völkern des Mittleren Ostens vor allem eine immense Gefahr und weniger eine Chance. Die immer chaotischer werdenden Verhältnisse von Asien bis Afrika erfüllten ihn mit tiefer Sorge. Sie waren für ihn nicht die logische Konsequenz brutaler Regime und einer längst überkommenen Weltordnung, sondern die Folge fehlenden Ordnungswillens und mangelnder Führungsstärke. Bis aufs Messer konnte man sich mit dem Demokraten Schmidt über den vordemokratischen, autoritären Führungsstil von Deng Xiaoping oder Lee Kuan Yew streiten, die er zu seinen guten Bekannten zählte. Und natürlich über seinen Besuch beim russischen Präsidenten Wladimir Putin im Dezember 2013. Er hatte, das muss man sagen, ein gewisses Grundverständnis fürs Autoritäre – aber nur, wenn das woanders geschah. Hier, in Deutschland, war er ganz und gar Demokrat, zutiefst liberal, auch im Streit. Besonders da.

Manchmal schied man nach der Freitagskonferenz im Unfrieden mit Schmidt, doch am nächsten Freitag war man von Herzen froh, dass er wieder da saß, der alte Mann mit Schnauze. Er äußerte sich mitunter zum Davonlaufen vernichtend, dann wieder war er so charmant und witzig, dass man ihn am liebsten in den Arm genommen hätte. Beides kam natürlich nicht infrage: Davonlaufen nicht und In-den-Arm-Nehmen schon gar nicht. So stellte diese Konferenz mit ihm ein wöchentliches Rigorosum dar, eine unglaubliche Schulung in Rhetorik, im Raufen und im Wiedervertragen. Wer lernte, es mit Schmidt (leidlich) aufzunehmen, brauchte vor niemandem da draußen mehr Angst zu haben.

Es waren bewegte zweieinhalb Jahrzehnte, in denen wir *ZEIT*-Redakteure (in unterschiedlichster Zusammensetzung) immer wieder mit Schmidt am Konferenztisch saßen: die Wiedervereinigung, der Jugoslawienkrieg, zwei Irakkriege, die Anschläge vom 11. September, der Einmarsch in Afghanistan,

Hungerkatastrophen, Erdbeben, Tsunamis, Aufstände im Mittleren Osten, Kernschmelze in einem japanischen Atomreaktor, Kollaps der Wall Street, die hochgefährliche Krise des Euro. Oft schrieb Schmidt selbst, auch schnell, obwohl er von sich behauptete, kein Journalist zu sein und darum Zeit fürs sorgfältige Schreiben zu brauchen.

Kaum waren am 11. September 2001 Flugzeuge ins World Trade Center und das amerikanische Verteidigungsministerium gerast, rief Helmut Schmidt schon Stunden später auf unserer Titelseite zur Solidarität mit dem amerikanischen Verbündeten auf und mahnte zugleich: »Sofern sich aufseiten der Terroristen ein Staat oder eine Regierung als beteiligt herausstellen sollte, so kann daraus ein Krieg entstehen. Deshalb ist umso mehr kühle Vernunft geboten.«

Vernunft – das war für ihn, den Kopfmenschen, ein Schlüsselwort. Meist kam er in die Sitzung mit der Aufforderung an die Politikredakteure, in dieser unübersichtlichen und unvernünftigen Welt für Übersicht und Vernunft zu sorgen. »Ihr sollt keine Besinnungsaufsätze schreiben«, mahnte er, »sondern kühl aufklären, Orientierung geben, für die Leser ein bisschen Volkshochschule machen.«

Bis Ende der 1990er wurde an alle Teilnehmer der Freitagskonferenz ein kleines blaues Heftchen im DIN-A5-Format verteilt, das den Seitenumfang des Politikteils darstellte und angab, welchen Platz jeder Artikel einnehmen durfte. Manchmal zückte Schmidt dann seinen Stift und sagte: »Hier, beim Artikel über Israel, müsst ihr eine Karte zeigen, eine richtig große mit den besetzten Gebieten, mit allen Siedlungen und Grenzen! Und kein Foto. Fotos sind was für bunte Blätter. Unsere Leser sollen etwas lernen.«

**Weißer Hose, offenes Hemd – der Tag, an dem Schmidt den Schlips abschaffte**

Damals wurde in den Konferenzen von vielen auch noch kräftig geraucht. Und die männlichen Redakteure erschienen mit Schlips. Es existierte eine ungeschriebene Sitzordnung. Schmidt saß immer an der linken Längsseite des Tisches, rechts neben ihm, bis zu ihrem Tode 2002, die Mitherausgeberin Marion Gräfin Dönhoff. Die eine Zigarette noch nicht aufgeraucht, zündete er schon die nächste an. Man musste immer wieder den Keksteller der Gräfin vor ihm retten, den er im Eifer des Gefechts für einen Aschenbecher hielt.

Mit den Jahren hielt das Rauchverbot Einzug, nur Schmidt musste sich nicht daran halten. Der Schlippszwang wurde aufgehoben, angeführt von Schmidt. Irgendwann, kurz bevor er in den Sommerurlaub in sein Häuschen am Brahmssee fuhr, saß er zum großen Erstaunen aller in weißer Hose, weißen Schuhen, offenem Hemd und blauem Blazer in der Freitagskonferenz. Das war die Zeitenwende. Alsbald wurde auch das kleine blaue Heftchen verbannt – damit schwand zugleich der operative Einfluss, das politische Ressort wurde selbstverantwortlich. Eine Emanzipation, die von den Alten keiner besser ertrug als Helmut Schmidt.

In den letzten Jahren verstärkte sich Schmidts Schwerhörigkeit, er verstand nichts mehr, wenn durcheinander geredet wurde, deshalb entwickelten sich die Freitagskonferenzen mehr und mehr zu Interviews der Politik-Redakteure mit ihrem Herausgeber. Stets waren auch ein, zwei junge Hospitanten aus dem Verlag dabei, die diese großartige Schmidt-Show erleben wollten und diskret darauf hingewiesen werden mussten, kein Popcorn mitzubringen.

In diesem Jahr verdüsterte sich Schmidts Blick auf die Welt stark, mitunter wurde sein Pessimismus schwer erträglich für die, die weiterleben müssen und wollen. Doch die dunkle Stimmung brachte ihn nie gänzlich in ihre Gewalt, witzbereit, lachwillig blieb er bis zuletzt. Und wenn er mal nicht dran war mit Reden, auch dies eine späte Angewohnheit, pfiff er leise vor sich hin, irgendwie fröhlich. Woran dachte Schmidt bloß, wenn er pfiff?

Für tausend Sitzungen tausend Dank, Helmut Schmidt. Und seien Sie gnädig mit dem Führungspersonal dort, wo Sie jetzt sind.

---

*Martin Klingst war von März 1999 bis Juli 2007 Leiter des Politischen Ressorts und ist jetzt Politischer Korrespondent im Hauptstadtbüro Berlin; Bernd Ulrich leitet das Politische Ressort der ZEIT seit August 2007. Seit 2003 ist er Stellvertretender Chefredakteur.*



# Das Gewissen unserer Zeit

**Moralisch zu sein, das hieß für ihn, so rational zu analysieren wie möglich.**

**Nachruf auf einen Freund, den ich nicht duzte**

VON HENRY A. KISSINGER

Eine der wenigen Meinungsverschiedenheiten, die ich je mit Helmut Schmidt hatte, drehte sich um die Frage, wann wir einander zum ersten Mal begegnet waren. Er behauptete, es sei bei einer Konferenz an der Harvard-Universität gewesen, wo wir über Nuklearstrategie gestritten hätten. Ich war überzeugt, dass es schon ein paar Monate früher in Hamburg war, wo er mir als vielversprechender Nachwuchspolitiker vorgestellt wurde. Ich denke, unsere Meinungsverschiedenheit rührte daher, dass wir beide stolz waren auf unsere Verbindung: Jeder beanspruchte für sich, den anderen entdeckt zu haben.

Mit den Jahren wurden wir gute Freunde. Ich hatte das Glück, fast ein Jahrzehnt lang Helmut's Kollege zu sein, als er Verteidigungsminister, Finanzminister und Kanzler war. Wir blieben in engem Kontakt, nachdem wir beide aus dem Amt geschieden waren, trafen uns oft und führten eine rege Korrespondenz miteinander. Wir hatten die gleichen geistigen Interessen, besuchten einander an runden Geburtstagen und konnten auch unsere gelegentlich auftretenden Differenzen stets beilegen.

Es gab keinen anderen Staatsmann, dem ich mehr vertraute als Helmut – und wenige, in die ich so viel Vertrauen setzte wie in ihn. Während er Verteidigungsminister war, spielte er eine entscheidende Rolle, als es darum ging, Präsident Nixons und meine Vorbehalte gegenüber Willy Brandts Ostpolitik auszuräumen. Solange er Kanzler war, bin ich selten nach Europa gekommen, ohne mich mit ihm im Kanzlerbungalow auszutauschen. Er war

zutiefst überzeugt, dass Deutschland und Amerika in einer gemeinsamen Verantwortung standen; daher beschränkte sich sein Rat nie auf ein engstirnig definiertes deutsches Nationalinteresse. Er zögerte nicht, mich während eines Staatsbesuchs in Algier anzurufen, um mir seinen Freund, den neuen französischen Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing, ans Herz zu legen. Er tat dies nicht, ohne mich eindringlich zu ermahnen, um Gottes willen einen Rückfall in die herkömmlichen Streitereien zwischen Gaullisten und Amerikanern zu vermeiden – und nicht ohne den Zusatz, er werde uns beide scharf im Auge behalten.

All seine Äußerungen zur Politik hatten eine zutiefst moralische Grundierung. »Politik ohne Gewissen tendiert zum Verbrechen«, sagte er einmal. »Ich verstehe Politik als pragmatisches Handeln zu moralischen Zwecken.« Typisch für Helmut war eine Unterhaltung, die ich mit ihm einige Wochen nach dem kühnen Kommandounternehmen der GSG 9 in Mogadischu führte. Helmut erzählte von seiner Seelenqual in den Stunden, ehe die Erfolgsmeldung kam: Wenn ihn schon, grübelte er, das Schicksal von 90 Geiseln und der Stoßtruppeinheit, die sie rettete, dermaßen aufwühlte – wie würde er es je über sich bringen, eine Nato-Strategie zu vollziehen, die den Einsatz von Atomwaffen bedeutete? Und dennoch stimmte er einige Jahre später der Stationierung von amerikanischen Mittelstreckenwaffen auf deutschem Boden zu – weil er glaubte, dies sei seine Pflicht, wann immer es um die Verteidigung der Freiheit ging.

Dieser Wesenszug des leidenschaftlichen Politikers stand in offenkundigem Gegensatz zu Helmut's hanseatischer Haltung, die ihm selbst im Angesicht von Freunden und Mitarbeitern verbot, persönliche Gefühle an den Tag zu legen. Das letzte Mal, als ich Marion Dönhoff sah, geschah dies beim Abendessen mit Helmut und Loki in deren Langenhorner Haus. Marion litt große Schmerzen, die sie sich nicht anmerken ließ. Helmut ehrte ihre preußische Selbstkontrolle, indem er ihre Krankheit nicht ein einziges Mal erwähnte. Marion und Helmut

waren einander in tiefer Freundschaft verbunden, doch sie duzten sich ebenso wenig, wie ich ihn duzte. Bei Helmut bedurfte Freundschaft nicht solcher ausdrücklichen Unterstreichungen und Betonungen. Sie war ihm in sich selbst genug.

Den Staatsmann Helmut Schmidt zeichnete vor allem eines aus: Charakter. Er besaß die Fähigkeit, fest zu stehen, wenn die Stürme tobten. Man konnte sich auf ihn verlassen, was immer der äußere Anschein sein mochte. Er war ein Mann großen Formats, heroischer Taten fähig. Wenige Staatenlenker – wenn überhaupt welche – waren auf so vielen Feldern so gut auf ihre Ämter vorbereitet.

Die Geschichte hat ihm freilich nicht die Gelegenheit verschafft, die von Willy Brandt begonnene Versöhnung zwischen Ost und West zu vollenden, noch hat sie ihm – wie später Helmut Kohl – die Erfüllung der nationalen Sehnsucht vergönnt. Er führte die Geschäfte seines Landes mit Intelligenz, handwerklicher Gediegenheit und Stil. Er steuerte den Übergang Deutschlands aus einer Vergangenheit der Teilung und Besatzung in seine Zukunft als stärkste europäische Nation, von seiner engen Sicherheitsbesessenheit zu einer Führungsrolle beim Bau der neuen Weltordnung, von der Einhegung des wieder aufstrebenden Landes im europäischen Integrationsrahmen zur Übernahme einer Leitrolle in dem entstehenden europäischen Staatenverbund.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt hat er – stärker als irgendein anderer Staatsmann des vergangenen halben Jahrhunderts – einen bedeutsamen intellektuellen Beitrag zum Verständnis der Weltläufe geleistet. Unermüdlich reiste er rund um die Welt, um Vorträge zu halten; an seinem Schreibtisch zu Hause arbeitete er ständig daran, seinem geistigen Zugriff neue Wissensfelder zu eröffnen. Ob als Advokat westlicher Verteidigung oder der Aussöhnung mit Russland, als Vertreter einer verantwortungsbewussten Wirtschaftspolitik oder als Protagonist einer neuen internationalen Finanzstruktur – stets bewegte er sich in der Vorhut derer, die über globale Probleme nachdenken. Eine seiner Reden, eine weltweite Tour d'Horizon – am 2. Juli 2002 dem einst von ihm gegründeten

InterAction Council vorgetragen –, zeigte die ganze Breite seines Denkens. Bevölkerungsexplosion, Klimawandel, Globalisierung der Wirtschaft, das internationale Finanzsystem, die Weltbank und der Kampf gegen den Terror waren seine Themen. Dabei hat er nicht einfach die gängigen Ansichten wiederholt. Vielmehr verwendete der über 80-Jährige viel Zeit, Mühe und Energie darauf, in der Welt ein Gefühl der Verantwortung für das Ganze und für das Kommende zu wecken. 20 Jahre nach seinem Abschied vom Amt des Bundeskanzlers war er gleichsam das Gewissen unserer Zeit – obwohl er selbst nie den Anspruch erhoben hätte, dies zu sein.

Ein Wort gebührt Helmut's besonderem Verhältnis zu Amerika. Als ich in der Regierung war, kannte ich keinen zuverlässigeren Freund der Vereinigten Staaten. Im Laufe der Jahrzehnte wurde er zunehmend kritischer gegenüber bestimmten Tendenzen in der Politik und der Lebensweise Amerikas. Oberflächliche Beobachter deuteten seine Kommentare als aufkommenden Antiamerikanismus.

Seine Freunde wussten es besser. Helmut gehörte jener Nachkriegsgeneration an, die zu Amerika aufblickte, weil sie in seinen besonderen Führungsqualitäten die beste und anfänglich die einzige Hoffnung für die freien Völker sah. Er legte daher an Amerika einen strengen Maßstab an und fand amerikanische Mängel schwerer zu akzeptieren als die Defizite von Gesellschaften, an die er weniger hohe Erwartungen stellte.

Und wenn er warnend auf Herausforderungen hinwies, die dringlich der Aufmerksamkeit Washingtons bedurften, so war dies seine Art, den Amerikanern Vertrauen zu bekunden. Helmut's Verhältnis zu Amerika war das eines gestrengen Onkels, dem schlampiges Denken zuwider war, der auf Hochleistung drängte und im Übrigen davon überzeugt blieb, dass Europa und Deutschland mehr zum Wohl der atlantischen Gemeinschaft beitragen, wenn sie ihre eigene intellektuelle Verantwortung wahrnehmen, anstatt bloß Zuschauer

des Geschehens oder Vollstrecker fremden Willens zu sein.

Die Welt ist ohne Helmut leerer. Ich werde seine Freundschaft vermissen, seine Verlässlichkeit, sein Engagement, seine analytische Begabung.

In einer bewegenden Rede hat er 1998 zusammengefasst, was ihm wichtig war. Worauf es ankommt, sagte er, sei »das freiheitliche und das moralische Credo, getragen von den Leitideen der Aufklärung, die 1776 die Grundlage der amerikanischen Verfassung geworden sind, die schließlich seit 1949 auch in Deutschland heimisch wurden und die Grundlage unserer Verfassung sind, das innere Pflichtbewusstsein, zuvor so rational wie möglich zu analysieren, ehe man handelt oder ehe man einen Rat gibt. Es ist auch die Rückhaltlosigkeit, im privaten und persönlichen Gespräch wahrhaftig und zur Gänze nur das zu sagen, was man wirklich denkt – und nicht etwas, das vielleicht der andere gerne hören würde. Letztlich ist es in der Politik, in der internationalen wie in der Innenpolitik, ebenso wie in unser aller alltäglichem Leben: Aus gegenseitiger Sympathie kann Freundschaft entstehen. Aber nur dann wird die Freundschaft standhalten, wenn jeder sich auf des anderen Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit verlassen kann.«

Es war ein Vorzug, Helmut's Zeitgenosse, eine Ehre, sein Freund gewesen zu sein.

---

*Henry A. Kissinger, geboren 1923 in Fürth, ist ein amerikanischer Politiker. 1973 bis 1977 war er Außenminister der USA.*

# Mut zur Vernunft

## **In den Schriften des Philosophen Karl Popper begegnete Helmut Schmidt den eigenen Passionen – und der Abneigung gegen Utopien**

VON THOMAS ASSHEUER

Marc Aurel und Karl Raimund Popper gehörten zu Helmut Schmidts Lieblingsdenkern, und das klingt erst einmal wie ein schweres intellektuelles Missverständnis. Die beiden Philosophen verbindet nämlich gar nichts; der eine war ein römischer Monarchist und der andere ein freiheitsliebender Demokrat. Warum diese, nun ja: Mesalliance?

Aus welchen Gründen Helmut Schmidt den Philosophen Popper verehrte, liegt auf der Hand. Der Theoretiker der offenen Gesellschaft war ein Erzliberaler, er konnte radikale Weltverbesserer und Zukunftsträumer nicht ausstehen, gleichgültig, in welcher geistigen Himmelsrichtung sie unterwegs waren. »Ich verdanke Popper«, so Schmidt, »die rationale Begründung für meine instinktive Abneigung gegen alle Formen von politischen Utopien und Visionen, einschließlich der außenpolitischen Utopie einer Sicherheitspolitik auf Grundlage der Bergpredigt.«

Popper wusste, wovon er sprach. Er hatte sich im Wien der zwanziger Jahre den Kommunisten angeschlossen und einen perfiden Verrat erlebt. Um die revolutionäre Wut weiter anzuheizen, hatte sein Führungskader die eigenen Genossen geopfert und der Polizei ans Messer geliefert. Mit Schaudern kehrte Popper der Revolution den Rücken und entkam »mit knapper Not der marxistischen Mausefalle«. Er wechselte ins liberale Lager, fand Aufnahme im Wiener Kreis und studierte die Schriften des Ökonomen Friedrich August von Hayek, ohne seiner Idee vom marktkonformen Minimalstaat auf den Leim zu

gehen. Als Hitler in Österreich einzumarschieren drohte, packte Popper die Koffer und floh nach Australien.

Totalitarismus – für Popper wie für Schmidt war das die Signatur des 20. Jahrhunderts. Hitler und Stalin hatten der Barbarei zu einem grausamen Sieg verholfen, und alles, wofür die Aufklärer im 18. Jahrhundert gekämpft hatten, Demokratie und Freiheit und Menschenwürde, war in einem Blutgericht aus Tod und Terror untergegangen. Und doch war das totalitäre Denken für Popper viel älter als die Moderne; seine Wurzeln, schrieb er, reichten zurück bis in die Antike.

*Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* hieß der 1945 erschienene Longseller, mit dem Popper seine waghalsige Behauptung untermauern wollte. Die Kernthese, für die sich Helmut Schmidt dann brennend interessieren sollte, lautete: Totalitär denkt, wer eine philosophisch ausgebrütete »Wahrheit« direkt in Politik umsetzen und einer Gesellschaft aufzwingen will. Plato habe das antilibérale Denken erfunden, seine Idee vom idealen Staat liefere noch heute die Blaupause für Erziehungsdiktaturen in aller Welt. »*From Plato to Nato*« witzelten die Achtundsechziger denn auch, wenn sie sich über Poppers undogmatisches Dogma lustig machten.

### **Politik besteht aus Versuch und Irrtum**

Auch Hegel war in Poppers Augen ein übler Scharlatan. Auf Platons Spuren und mit dialektischem Weihwasser habe er dem preußischen Staat den Segen gespendet – ein Urteil übrigens, das die Forschung längst revidiert hat.

Wo Hegel ist, da scharrt bereits Karl Marx mit den Füßen, und natürlich darf er in der Galerie totalitärer Denker nicht fehlen. Bei Popper hat Marx als falscher Prophet seinen Auftritt, als »orakelnder Philosoph«, der sich über die Realitäten hinweg in ein totalitäres Gemeinwesen hineinspekuliert. Wem diese Utopiekritik

bekannt vorkommt: Es war genau jene schwer zu widerlegende Kritik am Marxismus, mit welcher der Bundeskanzler die SPD-Linke zur Weißglut brachte. Und doch: Ist es nicht eine Ironie der Geschichte, dass Helmut Schmidt einem entfesselten Kapitalismus zuletzt ähnlich kritisch gegenüberstand wie die ungeliebten Genossen von einst?

In Poppers Schriften begegnete Schmidt seinen eigenen Passionen in elaborierter theoretischer Gestalt. Politik muss falsifikatorisch sein, was übersetzt heißt: Sie handelt auf Widerruf und ist jederzeit bereit zur Selbstkorrektur. Politik besteht aus Versuch und Irrtum, sie verfügt weder über höhere Einsichten noch über tiefere Wahrheiten. Jedes Grand Design, jeder Großentwurf aus dem utopischen Wolkenkuckucksheim, ist verdächtig. Aus dieser Skepsis ergibt sich das höchste politische Ziel wie von selbst: Politik zielt nicht auf die Förderung von Glück, sondern auf die Vermeidung von Leid. Sie bringt nicht Erlösung, sondern Erleichterung. Wer Visionen hat, so Schmidts berühmtes Bonmot, müsse zum Arzt.

### **Das höchste Ideal der antiken Coolness**

Gewiss, auch Max Weber und Immanuel Kant («Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte») besaßen einen Ehrenplatz in Schmidts intellektueller Hausapotheke, aber richtungsweisend blieb der kritische Rationalismus seines Freundes Karl Popper. Dem Politikwissenschaftler Wilhelm Hennis gefiel das damals gar nicht; der Herr Bundeskanzler ernannte Popper zum deutschen »Staatsphilosophen«, was wohl heißen sollte: Poppers Problemlösungspragmatismus mag in ideologisch überhitzten Zeiten ja seine Berechtigung haben – aber was die philosophische Substanz angeht, so ist sein politischer Liberalismus doch recht bescheiden. Kurzum, Poppers Utopiekritik ist kein abendfüllendes Programm, und eine Antwort auf die ersten und letzten Fragen bietet sie erst recht nicht.



Helmut Schmidt wusste das. Poppers liberalistische Philosophie war in der Tat ziemlich spartanisch, bei ethischen Fragen (»Was soll ich tun?«) half sie kaum weiter und ließ den Einzelnen mit sich allein. Was Schmidt weiterhalf, das war die Lektüre der römischen Stoiker, allen voran Marc Aurel (121 bis 180), dessen *Selbstbetrachtungen* er zur Konfirmation geschenkt bekommen hatte.

Mit ihrer strengen Tugendlehre, mit dem Lob von Verantwortung und Gelassenheit waren die Pflichtmenschen der Stoa die idealen Stichwortgeber für den Pflichtmenschen Helmut Schmidt, und ihre Maximen und Reflexionen bildeten gleichsam das Echo seiner inneren Überzeugungen. Vor allem das Lob von Nüchternheit und Souveränität machte Schmidt sich zu eigen, denn Souveränität meinte für die Stoa ein Leben in Unabhängigkeit, in Demut und vor allem: in Furchtlosigkeit. Keine Furcht dürfe man haben in dieser Welt, weder »vor den Göttern noch vor den Menschen«, keine Furcht vor dem »Irrwahn« der Gegenwart und dem »Barbarengebrabbel« der Zeitgenossen.

Das klang elitär, und so war es wohl auch gemeint. Und doch war das höchste Ideal der antiken Coolness nicht der arrogante Snob, sondern der »Dienst an der Gemeinschaft«. So sprach aus der Stoa ein freundlicher universalistischer Geist, und für ihn hatten alle Menschen gleichermaßen teil an der Vernunft. In Ehren zu leben bedeutet, dieser Vernunft zur Wirksamkeit zu verhelfen. »Vor dem Eintritt ins Greisenalter«, schrieb Seneca, »war es mein Bestreben, in Ehren zu leben. Nun, da es da ist, in Ehren zu sterben.«

---

*Thomas Assheuer ist Redakteur im Feuilleton der ZEIT.*

# Keine Zeit mehr für falschen Trost

## **Der Schmerz über die Schwäche eines Großen**

VON ROBERT LEICHT

Der erste Eindruck: welch hoffnungslose Hinfälligkeit! Schmerzlich, ihn so anzusehen, diesen Mann, dem auch unsere Zeitung und man selbst in seiner Einsicht in Politik und Verantwortung so vieles verdankt. Eine Stunde, die jeden Small Talk und jede pseudotröstliche Beschwichtigung (»Das wird wieder werden ...«) kategorisch verbietet.

Wir kommen auf Bernhard Heisig zu sprechen, jenen der drei Maler der Leipziger Schule, den er sich als Porträtisten für sein amtliches Bild in der Galerie des Kanzleramtes gewählt hatte, eines der Bilder hängt bei Helmut Schmidt unten im Flur – eine Wahl, die damals, in den frühen achtziger Jahren, von ihm doch sicherlich als eine Beschwörung der Einheit der Nation gemeint gewesen sei. Ein Nicken. Als ich ihm erzählte, dass Heisig uns bei einem Besuch die zentimeterdicke Stasiakte der paranoiden Überwachung der Porträtsitzungen im Atelier gezeigt hatte, huscht ein weises und spöttisches Lächeln über das müde Gesicht, als wollte er an den schwedischen Reichskanzler Oxenstierna erinnern: Mein Sohn, du ahnst nicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.

Ob er einen Blick in die jüngst erschienene Edition seines Briefwechsels mit Willy Brandt werfen konnte? Seine Antwort: »Damit können die nichts anfangen, die uns beide nicht erlebt haben.« Weshalb Willy Brandt, dieser große Ostpolitiker, auf dem SPD-Parteitag sich letztlich so geirrt habe, als er gegen Schmidts Politik des Nato-Doppelbeschlusses gestimmt und den vormaligen Kanzler mit der übergroßen Mehrheit der Delegierten im Stich gelassen habe?

»Er fürchtete wohl um sein Erbe. Ich war mir aber innerlich sicher, dass die Sowjetunion am Ende nachgeben würde, weil sie nachgeben muss.« Ob Brandt ihm je bestätigt habe, dass er recht gehabt hatte? »Später machte er mir einmal eine Bemerkung, die so zu verstehen war. Und schließlich, am Ende, war unsere Versöhnung echt und tief empfunden.«

Helmut Schmidt hatte immer wieder berichtet, wie wichtig ihm schon seit den Kriegsjahren Marc Aurels *Selbstbetrachtungen* in kritischen Situationen gewesen waren. Ob er jetzt noch gelegentlich in dieses Büchlein schaue? Geradezu heftig verneint er, als sei ihm der stoische Zwang des Römers zur Selbstdisziplinierung heute, am Ende der Wegstrecke, in all seiner wehrlosen Schwäche, eine schwer erträgliche Zumutung – Stoff nur für starke, harte Männer. Sein Blick geht zurück in die Familiengeschichte, auf den Vater, der stets Respektsperson und nur Respektsperson gewesen sei, der sich alles habe hart erarbeiten müssen. Nur ein einziges Mal habe es ein Gespräch über persönliche Fragen gegeben. »Aber ist es nicht unanständig, so über Eltern zu klagen?« Fast möchte man fragen, ob er sich auch selbst vorwirft, von dieser Härte nicht frei gewesen zu sein.

Da sitzt man nun vor dem Schatten eines Mannes, hinter dem sich das Licht eines Politikers senkt, der seinem Land so oft und so mutig in schwierigen Situationen gedient hat. Die RAF? Mehr ratlos als zornig: »Ich weiß bis heute nicht, was in deren Köpfen vor sich ging.« Mit einem Mal sagt er, er könne gut verstehen, dass es Situationen gebe, in denen Menschen ihrem Leben ein Ende setzen wollten. Darüber mag man an anderer Stelle philosophisch diskutieren, doch was sagt man in dieser Lage? Doch nicht bloß: »Jaja!« Man darf doch aber auch nicht moralisierend protestieren. Ausweichen vor dem Thema geht auch nicht. Ich erinnere ihn also an seinen Freund, den Theologen Hans Küng, der zusammen mit Walter Jens in ihren starken Jahren kräftig für die aktive Sterbehilfe geworben hatte, aber auch daran, dass Walter Jens, hinfällig und

dement geworden, immer wieder den einen Satz gesprochen hat: »Nicht totmachen!« Wir haben das Thema schnell wieder verlassen. Dass Helmut Schmidt das Verfolgen von derlei Gedanken nun erspart blieb, ist, für sich genommen, eine Gnade. *Requiescat in pace!*

---

*Robert Leicht war von 1992 bis 1997 Chefredakteur der ZEIT.*

# »Ich habe keine Ratschläge mehr«

## **Noch einmal Kaffee und Kuchen am Neubergerweg**

VON HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS

Er sitzt nicht hinter seinem Schreibtisch wie sonst. Sein Stuhl steht in der Ecke seines Arbeitszimmers in Hamburg-Langenhorn – für einen Augenblick verrät nur der Rauch der Zigarette seine Anwesenheit. Auf einem kleinen Tisch steht ein Kuchen, den er nicht anrührt. Er trinkt nur den Kaffee, den die Haushälterin gebracht hat.

Wie es ihm gehe? Er sei nicht mehr richtig krank, aber auch nicht richtig gesund, sagt Helmut Schmidt an diesem Oktobernachmittag. Die Ärzte im Krankenhaus (»Sie haben mir ziemlich lange am Bein rumgefummelt«) hätten dafür gesorgt, dass er noch etwas Zeit bekommen habe. »Aber die nächste Attacke wird mich umhauen.« Ein Zimmer voller Bücher in dunklen Regalen, Architektur, bildende Kunst. Klassische Musik. Alles nach Themen geordnet und beschriftet. Neben seiner Kaffeetasse ein Buch von Otto Klemperer, in dem er geblättert hat. Helmut Schmidt möchte, dass es unten im Regal zurück in die Lücke geschoben wird. Ich komme der Bitte nach.

Er erwähnt den Besuch von Sigmar Gabriel vor wenigen Tagen. Das Schicksal der vielen Flüchtlinge, Syrien, der IS, all diese Themen. Habe er dem SPD-Vorsitzenden etwas raten können? »Nein, konnte ich nicht!« Er klingt fast ein wenig barsch. Dann macht er eine lange Pause. »Ich habe keine Pläne mehr, keine Empfehlungen.«

Neben ihm auf der Fensterbank steht ein Schwarz-Weiß-Foto im Silberrahmen. Eine Frau mit langen Haaren, die jung ist und herzlich lacht. »Ich liebe das

Foto!«, sagt Helmut Schmidt, es zeigt Ruth Loah, seine Lebensgefährtin. Sie wohnt in einem Seniorenheim am Hafen. Ob er überlegt habe, auch dorthin zu ziehen? »Wir haben darüber gesprochen, aber ich habe entschieden: Ich bleibe hier!« Er habe immer Polizisten vor der Tür, wie sollte das gehen?

Dann erhebt er sich, stemmt sich aus seinem Sessel in der Ecke und rangiert seinen Rollator hinter den Schreibtisch. Nein, keine Pläne. »Ich habe überlegt, Schluss zu machen«, sagt er plötzlich, ohne dabei hochzuschauen.

»Aber wir brauchen Sie doch!«

Jetzt sitzt Helmut Schmidt hinter seinem Schreibtisch. Das schlohweiße Haar ist noch immer voll wie früher. Er hebt den Kopf: »Beruhigen Sie sich«, sagt er, »ich bin ja noch da.«

---

*Hanns-Bruno Kammertöns, Leitender Redakteur der ZEIT.*

# Bloß keine Memoiren

**Über sich selbst wollte der Bestsellerautor Helmut Schmidt nicht schreiben – und verstand es doch, sich ins rechte Licht zu rücken**

VON THOMAS KARLAUF

Die Geschichte, mit der er mich auf Anhieb beeindruckte, ereignete sich gleich bei meinem ersten Besuch. Das war im Frühjahr 1987, ich war als Lektor des Siedler Verlages nach Hamburg-Langenhorn gekommen, um Helmut Schmidt die Entwürfe für die Illustrationen zu seinen im Herbst erscheinenden Memoiren zu präsentieren. Auf einer Weltkarte sollten die gegenseitigen militärischen Bedrohungspotenziale der Supermächte veranschaulicht und die wichtigsten strategischen Stützpunkte von Russen und Amerikanern eingezeichnet werden. »So einen Scheißdreck legen Sie mir vor?« Es war der erste vollständige Satz, den ich aus seinem Munde hörte. Mit einem Blick hatte er erfasst, dass auf der Karte der US-Flottenstützpunkt Diego Garcia im Indischen Ozean fehlte, dass Guantánamo Bay auf Kuba nicht als US-Stützpunkt ausgewiesen war und dass der Zeichner die strategisch höchst bedeutsame Grenze zwischen Afghanistan und China vergessen hatte. »Wissen Sie, wo Los Angeles liegt?« Ich fing an, mich vorsichtig an die amerikanische Westküste heranzutasten. »Und warum liegt es auf dieser Scheißkarte dann nördlich von San Francisco?«

Ich habe die Situation zu retten versucht, indem ich sagte, ich sei gekommen, um zu verstehen, was er mit den Karten eigentlich beabsichtige. Loki holte den großen Times-Atlas aus dem Bücherregal, legte ihn auf den Esstisch, und dann erhielt ich meine erste Nachhilfestunde in *grand strategy*, einen vielleicht fünfzehn Minuten dauernden Exkurs über die globalen machtpolitischen Konstellationen und darüber, wie alles mit allem zusammenhängt. Das Ganze

wurde so glasklar entwickelt, so nüchtern und bar jeder Ideologie vorgetragen, dass mir die meisten Probleme dieser Welt plötzlich lösbar erschienen. Sogleich kamen mir allerdings Zweifel, ob die amtierenden Staats- und Regierungschefs den gleichen Überblick besaßen wie Helmut Schmidt. Um dieses Doppelleffekts willen begannen ihn die Deutschen gegen Ende seines Lebens zu lieben: dass er ihnen die Welt erklärte, als stünde er noch immer selbst auf der Brücke, und dass, falls er wirklich noch dort stünde, die Dinge besser geregelt würden.

Bereits in den frühen achtziger Jahren, also noch zu Amtszeiten, hatte sich Schmidt gelegentlich mit dem Gedanken beschäftigt, Bücher zu schreiben. Als Erstes, so erklärte er 1982 dem Schauspieler Hardy Krüger, schwebte ihm so etwas vor wie Begegnungen mit Zeitgenossen, danach vielleicht ein historisches Werk. Über Hardy Krüger kam eine lose Verbindung zum Hause Bertelsmann zustande. Im Sommer 1983, ein Dreivierteljahr nach dem Ende der sozial-liberalen Koalition, wurde Schmidts Finanzminister Manfred Lahnstein in den Bertelsmann-Vorstand berufen und übernahm die Kommunikation mit seinem ehemaligen Chef. Unter den zahlreichen Häusern der Verlagsgruppe Bertelsmann, so zeichnete sich bald ab, wäre der kurz zuvor gegründete Berliner Siedler Verlag die geeignete Adresse für Schmidts Memoiren.

Die Zusammenarbeit stand zunächst unter keinem guten Stern. Im Herbst 1983 sollten im Siedler Verlag die ersten Bände einer neuen Reihe zum deutschen Widerstand erscheinen. Ohne Schmidts Einverständnis eingeholt zu haben, hatte der Verlag in seiner Vorschau angekündigt, der ehemalige Bundeskanzler werde die Reihe vorstellen. Siedler konnte von Glück reden, dass sein potenziell wichtigster Autor sich durch diese Aktion nicht irritieren ließ. Anfang Februar schickte er eine Rohfassung der beiden ersten während eines längeren Schreiburlaubs auf Gran Canaria entstandenen Kapitel mit der Bitte um Kritik nach Berlin.

Wenn Schmidt so weiterschreibe, werde wohl kaum ein brauchbares Buch



herauskommen, beschied ihm der Verleger. Ob man sich nicht auf Gespräche verständigen könne, aus denen er, Wolf Jobst Siedler, gemeinsam mit Joachim Fest anschließend eine Manuskriptgrundlage erstellen würde. So hätten sie seinerzeit im Falle von Albert Speer aus trocken erzähltem Stoff einen Weltbestseller gemacht. Zurzeit arbeiteten sie auf die bewährte Weise an den Erinnerungen von Theodor Eschenburg – und demnächst wohl mit Hermann Josef Abs. Der Verleger, der versuchte, seinen Autor vom Schreiben abzubringen, hatte ein weiteres Mal Glück, dass dieser die Zusammenarbeit nicht einstellte, noch bevor sie richtig begonnen hatte.

Eine wie auch immer definierte Form des Ghostwritings kam für Helmut Schmidt nicht infrage – weder damals noch in späteren Jahren. Umso mehr Wert legte er auf eine kritische Redaktion. Dafür musste man sich allerdings warm anziehen. Wenn man seinen Standpunkt begründen konnte und nicht gleich einknickte, kam es zu einer kurzen Diskussion; dann ergänzte Schmidt den beanstandeten Satz, strich oder formulierte neu. Manchmal ging es unentschieden aus. »In der Sache haben Sie recht«, sagte er, »aber ich bleibe dabei.« Die Endredaktion seiner Manuskripte nahm meist mehrere Tage in Anspruch, und wenn er oft genug siegte, machte ihm die Arbeit Spaß.

Am meisten Kummer bereitete dem Verlag die Weigerung Schmidts, das Buch als Memoiren oder Erinnerungen zu bezeichnen. Das Schreiben von Memoiren verleite dazu, sich selbst zu beweihräuchern und sich schöner zu machen, als man sei. Zwar lief das Projekt bei ihm unter dem Titel »Begegnungen mit Zeitgenossen«, aber sich an Menschen zu erinnern, die ihm wichtig waren, bedeutete für Schmidt gerade nicht, die eigene Person in den Mittelpunkt zu rücken. Über sich selbst wollte er nur so viel mitteilen, wie unbedingt notwendig war, und für das erzählerische und anekdotische Beiwerk, das dem Stoff erst die Farbe gibt, interessierte er sich schon gar nicht. »Fragen Sie meine Frau«, sagte er, wenn ich fehlende Anschaulichkeit beklagte, und vieles von dem, was Loki

erzählte, fand dann Eingang in seinen Text.

Eine Autobiografie im engeren Sinn, die den Stoff entlang des eigenen Lebenslaufs ordnet und die Erzählung dabei so arrangiert, dass die Entwicklung der Persönlichkeit stets mit den Tendenzen der Epoche korrespondiert, hat Schmidt in der Tat nicht vorgelegt. Er wollte die Hauptwege kartografisch erfassen, die Nebenwege, die nur Ungemach und Ärger verursacht hatten, ließ er weg. Dennoch handelte es sich bei dem, was da winters auf Gran Canaria und sommers am Brahmssee entstand, um ein klassisches Werk der Erinnerungsliteratur, das nicht zuletzt mit Blick auf den Nachruhm geschrieben wurde. Die Scheinwerfer etwas stärker auf die eigene Person zu richten gehört zu den Charakteristika von politischen Memoiren ebenso wie jene scheinbare Objektivität der Darstellung, die der Autor seinen Lesern mit dem Habitus des Staatsmanns suggeriert. Auch Helmut Schmidt wird im Spiegel seiner Erinnerungen schöner.

Ein Ende des Schreibprozesses war unterdessen nicht in Sicht. Schmidt hatte den Abgabetermin mehrfach verschoben, und im Frühjahr 1987 begann der Verlag nervös zu werden. Um ein Erscheinen noch im selben Jahr sicherzustellen, schlug der Verleger vor, das Material auf zwei Bände zu verteilen: Im ersten sollten die Weltmächte USA, Sowjetunion und China behandelt werden – diese Kapitel lagen weitgehend abgeschlossen vor –, alles Übrige ließe sich später unter dem Stichwort europäische Nachbarn zu einem zweiten Band zusammenfassen. Erstmals machten sich Autor und Verlag jetzt Gedanken über den Grundriss des Ganzen und entwickelten ein Gliederungskonzept.

*Menschen und Mächte* und der drei Jahre später erschienene Fortsetzungsband *Die Deutschen und ihre Nachbarn* sind als eine Einheit zu sehen. Seinen eigentlichen Abschluss aber fand das Memoirenprojekt erst 1996 mit dem Band *Weggefährten*, in dem Schmidt seinen ursprünglichen Wunsch umsetzte, Begegnungen mit Zeitgenossen zu schildern, von denen er persönlich fasziniert

war. Im Untertitel wurde der abschließende Band als das bezeichnet, was die Trilogie ihrer Idee und Anlage nach von Anfang an war: ein Ineinandergreifen von *Erinnerungen und Reflexionen*. Zwölf Jahre lang hatte Helmut Schmidt daran gearbeitet.

Weil es ihm um die Sache ging und nicht um die Schnörkel, wehrte sich der Autor bis in das Frühjahr 1987 gegen den vom Verleger vorgeschlagenen Titel. Die Wörter müssten umgedreht werden, nicht »Menschen und Mächte«, sondern »Mächte und Menschen« sollte der Band heißen. Dahinter steckte die Überzeugung, dass die »Mächte« selber die Akteure auf der Weltbühne seien, während den Staats- und Regierungschefs, die sie repräsentierten, Macht nur auf Zeit verliehen sei. Die Diskussion zog sich über Wochen hin; weder Alexander Popes berühmtes Diktum *The proper study of Mankind is Man* noch der Hinweis des Verlegers, »Menschen und Mächte« spreche sich doch sehr viel leichter aus und klinge auch schöner, konnten Schmidt umstimmen. Am Schluss war es eine Sottise, die ihn zum Einlenken brachte. Er solle sich doch einen Moment vorstellen, sein Nachfolger in Bonn würde versuchen, den Titel auszusprechen: »Mechte und Männchen«. Schmidt lachte aus vollem Hals und gab sich geschlagen.

Zwei Tage vor Weihnachten 1987 konnte der Verleger seinem Autor mitteilen, dass in den drei Monaten seit Erscheinen fast eine Viertelmillion Exemplare abgesetzt worden seien. Schmidt, der sich vom ersten Tag an stark für die Absatzzahlen interessierte, wollte vom Verleger wissen, wie er sich diesen Erfolg erkläre. Dass *Menschen und Mächte* mit fast 700.000 Exemplaren zu einem der meistverkauften politischen Bücher der Bundesrepublik werden konnte, hatte nicht zuletzt mit dem Amtsnachfolger zu tun. Das wusste auch der Verleger, der scherzte, dass Schmidt einen Teil des Honorars wohl als Provision an Kohl abführen müsse – »weil seine Gegenwart Ihre Vergangenheit vergoldet«.

So war es, und so blieb es. Als Helmut Kohl 1998 abgewählt wurde, hatte er keine wirkliche Chance, in die Rolle des Kanzlers außer Dienst zu wechseln, die sein Vorgänger seit 16 Jahren mit größter Selbstverständlichkeit spielte. *Außer Dienst* nannte Schmidt, nicht ohne Ironie, sein politisches Vermächtnis zum 90. Geburtstag. Einen anderen als ihn konnten sich die meisten Deutschen in dieser Rolle gar nicht vorstellen. Und es wird auch keinen mehr geben.

---

*Thomas Karlauf hat als Lektor und Agent seit 1987 fast sämtliche Bücher Helmut Schmidts betreut.*

# Der Mann in Hut und Mantel

**Helmut Schmidt war ein Meister der Selbstinszenierung. Unwirtlich wollte er erscheinen. Ein einsamer Entscheider**

VON PETER KÜMMEL

Wer Helmut Schmidt pantomimisch darstellt, muss einen Raucher, eventuell einen Tabakschnupfer spielen. Der Tabak war das wichtigste Requisit dieses vermeintlich untheatralischen Staatsmannes, und der Rauch der Zigarette war Teil seines Kostüms. Der Rauch diente dazu, zwei Halbsätze durch eine Kunstpause zu unterbrechen – und er half ihm, das Private und das Staatsmännische zu verbinden: Denn hier rauchte einer sichtlich zum Genuss, aber er rauchte auch, um Höchstleistungen zu vollbringen – im Dienste der Sache. Man sah einen öffentlichen Denker, der sein Werkzeug auspackt: Hier bin ich, hier ist mein Tabak, beides muss nun zusammenkommen. Dazu brauche ich Zeit, sonst wird alles nichts. Er begann einen Satz, entzündete eine Zigarette, inhalierte und vollendete den Satz – all das in einem retardierenden Rhythmus, dem sich sein Publikum fügen musste. Der erste Zug gab ihm die Gelegenheit, für einen Moment öffentlich allein zu sein: Hier war der Mächtige, der weiß, dass im Ernstfall keiner ihm die Not abnimmt, die Spitze der Entscheidungs pyramid e zu verkörpern. Und Spitzen hoher Erhebungen sind schließlich oft umhüllt von Wolken. Man saß, wenn er rauchte, gleichsam am Sockel der Entscheidungs pyramid e und sah zu ihm hinauf. Die Kunstpause, so vermittelte der Darsteller, geschah aber nicht aus Affektiertheit, sie war eine Notwendigkeit: Der Raucher selbst hatte die Informationen, die im zweiten Teil des Satzes stecken, erst dem Rauch entnommen, der zwischen ihm und der Welt aufstieg. Rauchen schien diesem Mann eine Bedingung des Regierens zu sein: die Sekunde, da er nicht angesprochen werden konnte. Er musste seinem Inneren

diese spezielle Nahrung zuführen, um das Notwendige zu erkennen und dann für alle hörbar auszusprechen, er war darin die nervöse, protestantische Antwort auf die Lustlokomotive, die der mächtige Wirtschaftswunderzigarrenraucher im Stile eines Ludwig Erhard darstellt.

In der Zeit, da Schmidt aufstieg, waren dicke Männer populär:

Wirtschaftskapitäne, Nachkriegshedonisten, Notverdrängungsfresser, denen man ihre Verteilungslust ansah, die aber das Kunststück fertigbrachten, ihren Hunger so wirken zu lassen, dass sich der gemeine Mann Hoffnungen machen konnte, aus der Gier des Dicken einen Schattennutzen zu ziehen – wie der Putzerfisch aus dem Hunger des Raubfischs: Wenn dieser Dicke erst mal satt ist, dachten die Umstehenden, bleibt noch genug für uns. Der Hunger des Dicken war ein Sog, in dem auch die Dünnen auf ihre Kosten kamen. Helmut Schmidt dagegen, der dünne, wachsamer Mann, schien in diesem Sinne nie satt sein zu können. Eine Zufriedenheitsgeste, wie sie in der Wirtschaftswunderzeit das Familienoberhaupt vollführte, wenn es sich nach dem Mahl gesättigt in seinem Stuhl zurücklehnte und »Uns geht's doch gut« seufzte, konnte man sich bei ihm nicht vorstellen. Denn so gut ging es uns, wenn man Schmidts strengem Gesicht glaubte, ja nie. Er verkörperte Wachsamkeit, das untröstliche Pflichtbewusstsein und die Schlaflosigkeit eines Nachtschichtmannes. Kurzum: Der Lotse blieb aufrecht, wenn die anderen sich niederlegten, und die Lotsenmütze war, neben dem Tabak, sein zentrales Requisite. Schmidt war durch Genuss, durch das Gelingen nicht zu sättigen – er blieb auf eine Weise unzufrieden, auch ungemütlich und ungesellig, die an unstillbaren Hunger erinnert. Die momentane Gesellschaft konnte etwas Geglücktes verkörpern, aber er ließ nicht zu, dass sie es sich dabei gemütlich machte.

Das Musische an Schmidt wurde von ihm selbst im Hintergrund gehalten, wo es umso wirksamer leuchtete: Dass er ein guter Klavierspieler war, schien eher, so ließ er es wirken, eine Tatsache zu sein, die nichts zur Sache tat. Vielleicht war

es ihm auch unangenehm, allzu öffentlich gefallen zu wollen, Diener eines Komponisten, einer Partitur zu sein. Wer gefallen will, so könnte seine Erscheinung sagen, soll eine andere Bühne betreten, nicht meine.

Wie sprach er? Vergleichen wir ihn mit Angela Merkel. Die aktuelle Kanzlerin hat die Gabe, den intellektuellen Durchschnitt ihres jeweiligen Publikums zu taxieren, als berechne sie flugs den kollektiven Intelligenzquotienten der vor ihr stehenden Gruppe. Je größer die Menge derer, zu denen sie spricht, desto tiefer sinkt dieser Quotient – und desto »pädagogischer« klingt sie. Die Sätze werden dann sehr einfach, luftig gewirkt, leicht verständlich. Sie spricht zu ihrem Volk wie zu einem halbwüchsigen Kind, das man verschonen und noch ein bisschen weiterschlafen lassen muss – Mutti! –, weil es die volle Wahrheit schlecht verträgt. Dazu gehört ein Verschönungsvokabular, welches durchschimmern lässt, dass die Sprecherin aus einem Pfarrhaus stammt. Im Gegensatz dazu war Schmidt ein knurriger Mann, der das Volk bisweilen, ins Studium der Akten versunken, nicht zu bemerken, von ihm gar nichts zu wissen schien – ehe man ihn aus der Arbeit riss: Ach, ihr seid auch noch da?! Er war der abwesende Vater, immer in Hut und Mantel, der uns beiläufig zuwinkt, weil draußen sein Fahrer wartet, um ihn zu einem nächsten wichtigen Termin zu fahren. Uns aber in seine Agenda einzuweihen, als könnten wir sie begreifen, wäre ihm nicht in den Sinn gekommen. Der Versuch, uns die höheren Zusammenhänge ins Volkssprachliche zu übersetzen, wäre ihm peinlich gewesen. »Wir schaffen das« wäre ihm vermutlich nicht über die Lippen gekommen, er hätte Wege gefunden, seinen Zuschauern mitzuteilen: »Wenn ihr mich jetzt nicht arbeiten lasst, schaffen wir das nicht«.

---

*Peter Kümmel ist Theaterkritiker im Feuilleton der ZEIT.*

# Der Kanzler der Krisen

## **Helmut Schmidt steht für kein großes historisches Ereignis, sondern für ein Regieren mit fester Hand – in Zeiten des Ölpreisschocks, der Roten Armee Fraktion und des Nato-Doppelbeschlusses**

VON HEINRICH AUGUST WINKLER

Dass er das Zeug zum Bundeskanzler hatte, wussten alle, und er selbst wusste es auch. Nie zuvor hatte sich ein deutscher Politiker, bevor er an die Spitze der Bundesregierung trat, in so vielen Bereichen ein so gründliches und umfassendes Sachwissen erworben wie er. Bundestagsabgeordneter, Innensenator der Freien und Hansestadt Hamburg, Vorsitzender der sozialdemokratischen Bundestagsfraktion, stellvertretender Vorsitzender der SPD, Bundesverteidigungs-, Finanz- und Wirtschaftsminister war er gewesen. In allen Ämtern hatte er gegläntzt. Er galt als Experte für fast alles, die Außenpolitik inbegriffen. Er war einer der brilliantesten, witzigsten, schlagfertigsten Redner in Parlamentsdebatten und auf Wahlkundgebungen, vor akademischem Publikum und auf internationalen Kongressen. Wenn er Englisch sprach, formulierte er fast so druckreif wie auf Deutsch. Und dennoch – wäre es nach ihm gegangen, hätte er das Amt des Bundeskanzlers am 16. Mai 1974 nicht angetreten.

Helmut Schmidt, nach der Bundestagswahl vom November 1972 von Willy Brandt erneut mit dem Amt des Bundesfinanzministers betraut, hatte in den Monaten, die seiner Kanzlerschaft vorausgingen, dem Mann an der Spitze des Kabinetts und der Sozialdemokratischen Partei mehr als einmal Führungsschwäche vorgeworfen. Doch als Brandt am 6. Mai 1974 wegen der Agentenaffäre Guillaume als Bundeskanzler zurücktrat, tat er es gegen den erklärten Willen des von ihm selbst vorgeschlagenen Nachfolgers. Schmidt hatte



Brandt zum Bleiben aufgefordert, weil er keinen hinreichenden Grund für einen Amtsverzicht des ersten sozialdemokratischen Kanzlers sah und den fatalen Eindruck fürchtete, die Staatssicherheit der DDR habe es in der Hand, einen Regierungschef der Bundesrepublik zu Fall zu bringen. Und wenn er Brandt schon nicht umstimmen konnte, sollte dieser doch wenigstens Vorsitzender der SPD bleiben – eine Arbeitsteilung, die Schmidt später bedauern sollte, als es zwischen dem Parteivorsitzenden Brandt und ihm in Fragen der Sicherheitspolitik zu einem tiefen Dissens kam.

Der fünfte Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland unterschied sich in vielem von seinem Vorgänger. Dem politischen Visionär folgte ein pragmatischer Verantwortungsethiker. Brandt dachte eher situationsbezogen und intuitiv, Schmidt dagegen normativ und analytisch. Als Parteivorsitzender bezog Brandt gern »zentristische«, also ausgleichende Positionen; sein Stellvertreter Schmidt war der führende Sprecher des rechten Parteiflügels. Als solcher kritisierte er nicht nur die »neue Linke« in den Reihen der SPD, sondern auch Brandts Neigung, der rebellischen Generation der 68er mehr Verständnis entgegenzubringen, als der Sozialdemokratie nach Schmidts Überzeugung guttat. Spannungen zwischen dem Kanzler und dem Parteivorsitzenden waren im Frühjahr 1974 also leicht vorhersagbar; sie waren in der Persönlichkeit der Akteure ebenso angelegt wie in der Unterschiedlichkeit ihrer Aufgaben.

### **Ohne das Pathos des Aufbruchs**

Mit dem Namen Willy Brandt ist die Öffnung nach Osten so untrennbar verknüpft wie die Westbindung mit dem Namen Konrad Adenauer und die Wiedervereinigung mit dem Namen Helmut Kohl. Der Name Helmut Schmidt ist mit keinem vergleichbaren historischen Ereignis verschmolzen. Dennoch gibt es keinerlei Streit darüber, dass er zu den großen Bundeskanzlern gehört. Schmidt hat die Bundesrepublik mit fester Hand durch drei schwere Krisen geführt und den westdeutschen Staat dadurch innerlich und äußerlich gefestigt.

Die erste Krise war die der Weltwirtschaft, die zweite die des Terrorismus von links, die dritte jene, welche die Sowjetunion unter Breschnew mit ihrer forcierten Rüstung auf dem Gebiet der Mittelstreckenraketen ausgelöst hatte.

Die erste Krise, die der Weltwirtschaft, hatte mit dem »Ölpreisschock« vom Herbst 1973 begonnen. Mit der Drosselung der Rohölproduktion wollten die arabischen Erdölländer den Rückzug Israels aus den 1967 besetzten Gebieten Palästinas und die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes des palästinensischen Volkes erzwingen. Die Folgen für die Weltwirtschaft waren einschneidend, und in der Bundesrepublik, wo jeder fünfte Arbeitsplatz vom Export abhing, waren sie besonders zu spüren. Der Konjunkturunbruch bewirkte eine allgemeine Ernüchterung, was die Lenkbarkeit ökonomischer Prozesse anging, und entzog der Reformeuphorie der frühen sozialliberalen Ära, der Jahre 1969 bis 1972, zusehends den Boden.

In seiner ersten Regierungserklärung am 17. Mai 1974 setzte Schmidt denn auch ganz andere Akzente, als Brandt es noch im Januar 1973 getan hatte. Er sagte: »In einer Zeit weltweit wachsender Probleme konzentrieren wir uns in Realismus und Nüchternheit auf das Wesentliche, auf das, was jetzt notwendig ist, und lassen anderes beiseite.« Die Zeit der großen Reformen war abgelaufen, das Pathos des Aufbruchs hatte sich verflüchtigt. SPD und FDP bildeten nicht mehr eine durch eine gemeinsame Philosophie verbundene »neue Mitte«, sondern eine Zweckgemeinschaft zur Lösung drängender Probleme – zusammengehalten nicht zuletzt durch eine parlamentarische Opposition, die, solange sie die Ostpolitik bekämpfte, weder für die FDP noch für die SPD eine Alternative zum derzeitigen Koalitionspartner sein konnte.

Dass die Bundesrepublik die Wirtschaftskrise der siebziger Jahre besser überstand als andere Industrieländer, verdankte sie in erster Linie dem studierten Volkswirt Helmut Schmidt. Ihm brauchte niemand beizubringen, dass jede rein nationale Wirtschaftspolitik zum Scheitern verurteilt war. Von Anfang an setzte

Schmidt auf internationale und vor allem europäische Kooperation. Als Glücksfall erwies sich dabei, dass er in dem liberalen französischen Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing einen engen Verbündeten und persönlichen Freund hatte.

### **Der Erpressung trotzen**

Giscard war der Vater des Gedankens von regelmäßigen Weltwirtschaftsgipfeln der führenden Industrienationen. Auf der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, die vom 30. Juli bis zum 1. August 1975 in Helsinki tagte, konnte Schmidt den anfangs zögerlichen amerikanischen Präsidenten Gerald Ford für dieses Projekt gewinnen. Mitte November 1975 fand das erste Treffen der (damals) »großen sechs« – Vereinigte Staaten von Amerika, Großbritannien, Frankreich, Bundesrepublik Deutschland, Italien, Japan – auf Schloss Rambouillet bei Paris statt. Das Ergebnis war eine Festlegung auf gemeinsame wirtschaftspolitische Ziele: die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und der Inflation, die Herbeiführung eines soliden Wirtschaftsaufschwungs und die Aufrechterhaltung eines freien Außenhandels. Das deutsch-französische »Tandem« bewährte sich auch bei der westeuropäischen Einigung. Schmidt und Giscard waren die treibenden Kräfte bei der Einführung des Europäischen Währungssystems, die der Europäische Rat im Dezember 1978 in Brüssel beschloss.

Die zweite große Herausforderung, die Schmidt zu meistern hatte, war der Terror der Roten Armee Fraktion, der 1977 seinen Höhepunkt erreichte. Im April wurde Generalbundesanwalt Siegfried Buback, im Juli der Vorstandsvorsitzende der Dresdner Bank, Jürgen Ponto, ermordet. Am 5. September folgten die Entführung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer und die Ermordung seines Fahrers sowie zweier ihn begleitender Polizeibeamter durch ein »Kommando Siegfried Hausner« der RAF in Köln. Um die Freilassung von elf inhaftierten Terroristen zu erzwingen, entführten am 13. Oktober arabische

Terroristen die Lufthansa-Maschine *Landshut*. Am 18. Oktober 1977 befreite die GSG 9 auf dem Flughafen von Mogadischu sämtliche in dem Flugzeug festgehaltenen 90 Geiseln. Wenige Stunden später nahmen sich Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe in der Vollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim das Leben. Die Antwort der Roten Armee Fraktion war die Ermordung Hanns Martin Schleyers.

Eine derart schwere innere Krise wie den Deutschen Herbst von 1977 hatte die Bundesrepublik noch nicht erlebt. Die Regierung Schmidt befand sich in einem tragischen Dilemma. Gab sie den Forderungen der Entführer Schleyers und der Lufthansa-Maschine nach, bedeutete das die Kapitulation vor dem internationalen Terrorismus und die Preisgabe des Rechtsstaates. Blieb der Staat hart, war die voraussehbare Folge die Ermordung Schleyers. Angesichts dieser Alternative musste die Bundesrepublik der Erpressung trotzen und bei der Bekämpfung des Terrorismus bis an die Grenze dessen gehen, was der Rechtsstaat erlaubte.

Am 20. Oktober legte der Kanzler vor dem Bundestag Rechenschaft über die Politik seiner Regierung seit dem 5. September ab. Die »befreiende Tat von Somalia« habe ein »Beispiel für die Bedeutung unserer Grundwerte« gegeben, sagte er. Es gebe kein politisches Prinzip, mit dem der Rückfall von der Menschlichkeit in die Barbarei gerechtfertigt werden könne. Die Demokratie bestehe nicht allein aus dem Prinzip der Bildung von Mehrheiten. »Ihre, letztlich existenzielle, Begründung findet Demokratie in der Humanisierung der Politik, das heißt in der Humanisierung des unvermeidlichen Umgangs mit der Macht.«

Die letzten Worte des Kanzlers handelten von der Verantwortung desjenigen, der für andere und über andere entscheiden muss. »Wer weiß, dass er so oder so, trotz allen Bemühens, mit Versäumnis und Schuld belastet sein wird, der wird von sich selbst nicht sagen wollen, er habe alles getan, und alles sei richtig gewesen. Er wird nicht versuchen, Schuld und Versäumnis den anderen

zuzuschreiben, denn er weiß: Die anderen stehen vor der gleichen unausweichlichen Verstrickung. Wohl aber wird er sagen dürfen: Dieses und dieses haben wir entschieden, jenes und jenes haben wir aus diesen oder jenen Gründen unterlassen. Alles dies haben wir zu verantworten ... Zu dieser Verantwortung stehen wir auch in Zukunft. Gott helfe uns!«

Menschlicher und zugleich philosophischer hat selten ein Regierungschef gesprochen. Schmidt, der hochfahrend und verletzend sein konnte, fand am 20. Oktober 1977 Worte, die die Deutschen bewegten. Die Politik hatte dem Rechtsstaat zu neuem Respekt verholfen. Die Krise vom Herbst 1977 hinterließ eine geschwächte Fundamental-opposition von links und eine bundesrepublikanische Demokratie, der aus ihrem Triumph über den Terrorismus neues Selbstbewusstsein erwuchs.

### **Streit um den Doppelbeschluss**

Bei der dritten großen Krise der Ära Schmidt ging es um das gestörte Gleichgewicht zwischen Ost und West. »Die Aufrechterhaltung des militärischen Gleichgewichts in Europa ist eine Lebensbedingung für unsere demokratische Ordnung. Das klingt nach einer Überschrift, ist aber todernst gemeint«, erklärte Schmidt kurz nach seinem Sieg über den Kanzlerkandidaten der Union, Helmut Kohl, in der Bundestagswahl vom Oktober 1976 in einem Gespräch mit dem *Spiegel*. Dass die Sowjetunion dabei war, sich in Europa ein erdrückendes Übergewicht an Mittelstreckenraketen zu verschaffen, beunruhigte Schmidt nicht nur aus militärischen, sondern auch aus politischen Gründen: Moskau konnte die zunehmende Disparität leicht in ein Druckmittel gegenüber Westeuropa und namentlich gegenüber der Bundesrepublik verwandeln. Die Vereinigten Staaten hatten sich bei den Abrüstungsgesprächen mit der Sowjetunion bisher ganz auf die für sie gefährlichen Interkontinentalraketen konzentriert, das Problem der eurostrategischen Waffen aber ausgeblendet. Schmidt war entschlossen, das zu ändern. Am liebsten wäre es ihm gewesen, das Ungleichgewicht durch

beiderseitige Abrüstung zu beseitigen. Aber wenn dieser Versuch nicht gelingen würde, bliebe dem atlantischen Bündnis nur die Möglichkeit, auf die Vorrüstung des Ostens mit eigener Nachrüstung zu antworten.

Bei einem Vierertreffen auf der französischen Karibikinsel Guadeloupe im Januar 1979, an dem der amerikanische Präsident Jimmy Carter, der französische Staatspräsident Valéry Giscard d'Estaing, der britische Premierminister James Callaghan und er selbst, als einziger Vertreter einer Nichtatommacht, teilnahmen, gelang es Schmidt, die wichtigsten westlichen Verbündeten auf seine Linie festzulegen. Aus den Vereinbarungen von Guadeloupe ging der Nato-Doppelbeschluss vom 12. Dezember 1979 hervor. Demnach sollten die USA zum frühestmöglichen Zeitpunkt mit der Sowjetunion in Verhandlungen über eine Beschränkung der eurostrategischen Waffen eintreten. Führten die Verhandlungen nicht zum Erfolg, sollte der Westen technisch veraltete durch neue Mittelstreckenraketen vom Typ Pershing II sowie durch Marschflugkörper (Cruise-Missiles) ersetzen.

Der Streit um den Doppelbeschluss führte, für Schmidt durchaus nicht überraschend, zu schweren Auseinandersetzungen innerhalb der eigenen Partei. Auf dem linken Flügel der SPD gab es von jeher eine starke pazifistische Strömung. Sie empfand sich als Teil einer wachsenden Friedensbewegung, die im Wettrüsten eine Gefahr für den Weltfrieden sah. Aber nicht nur Pazifisten, sondern auch überzeugte Realpolitiker wie Egon Bahr, der intellektuelle Architekt der sozialdemokratischen Ostpolitik und Bundesgeschäftsführer der SPD, und der Vorsitzende der Bundestagsfraktion, Herbert Wehner, gingen bald nach dem triumphalen Wahlsieg Schmidts über Franz Josef Strauß bei der Bundestagswahl im November 1980 auf Distanz zur Sicherheitspolitik des sozialdemokratischen Bundeskanzlers.

### **Unzufriedenheit an der Basis**

Mit am gefährlichsten war für Schmidt, dass sich auch der Parteivorsitzende Brandt den Widersachern des Nato-Doppelbeschlusses anzunähern begann. Ende September 1981 versuchte Schmidt, den Auftritt eines seiner schärfsten Kritiker, des früheren Entwicklungshilfeministers Erhard Eppler, auf einer Kundgebung der Friedensbewegung in Bonn zu verhindern, konnte sich damit aber im Parteipräsidium nicht durchsetzen. Von Brandt ermutigt, sprach Eppler am 10. Oktober auf der bislang größten Kundgebung der Nachrüstungsgegner. Unter den rund 250.000 Teilnehmern waren auch mehr als 50 Bundestagsabgeordnete der SPD.

Schmidt hatte, als er den Doppelbeschluss herbeiführte, die Staatsräson der Bundesrepublik über das Interesse der eigenen Partei gestellt. Ob er in der Lage gewesen wäre, die SPD in Fragen der Sicherheitspolitik geschlossen hinter sich zu bringen, wenn er neben dem Amt des Bundeskanzlers auch das des Parteivorsitzenden innegehabt hätte, ist höchst zweifelhaft. Viel wahrscheinlicher ist, dass sich im Falle einer solchen Personalunion zahlreiche Wähler, Mitglieder und Funktionäre von der SPD abgewandt und der neuen, radikal pazifistischen Partei der Grünen angeschlossen hätten.

Auch bei einer anderen Streitfrage, dem Konflikt um die friedliche Nutzung der Kernenergie, war der kompromissfreundliche Kurs des Parteivorsitzenden Brandt dem Zusammenhalt der SPD förderlicher als die atomfreundliche Politik Schmidts. Dazu kam die wachsende Unzufriedenheit der sozialdemokratischen Basis, und keineswegs nur der Linken, mit dem liberalen Koalitionspartner, der der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik der Regierung Schmidt seit 1980 zunehmend seinen Stempel aufzudrücken versuchte.

Die Führung der FDP unter Hans-Dietrich Genscher und Otto Graf Lambsdorff war spätestens seit dem Sommer 1982 entschlossen, sich von der Zusammenarbeit mit der SPD zu lösen und ein Regierungsbündnis mit der Union unter Helmut Kohl einzugehen. Schmidt verstand es meisterhaft, den

Schwarzen Peter für den Koalitionsbruch vom Oktober 1982 den Liberalen zuzuschieben, die ihn ja auch in der Tat gewollt hatten. Doch es gibt keinen Zweifel, dass der zweite sozialdemokratische Bundeskanzler auch an der eigenen Partei gescheitert war. Rückblickend, in seinem 1996 erschienenen Buch *Weggefährten*, hat Schmidt den bemerkenswerten Satz niedergeschrieben: »Der Westen und wir Deutschen dürfen dankbar sein, dass mein Nachfolger Helmut Kohl an meiner Sicherheitspolitik, an den Entschlüssen des Bündnisses und auch an den früheren Entschlüssen des Bundestages festgehalten hat.«

War der Machtwechsel von 1982 also geradezu Voraussetzung dafür, dass Schmidts Außenpolitik fortgeführt werden konnte? Schmidt scheint das nachträglich so gesehen zu haben, und vieles spricht für die Richtigkeit dieser These. Die Regierung Kohl/Genscher räumte Zweifel an der Bündnistreue und außenpolitischen Berechenbarkeit der Bundesrepublik aus – Zweifel, für die nicht Schmidt, aber viele seiner Parteifreunde verantwortlich waren. Nach Osten hin setzte die christlich-liberale Koalition die sozialliberale Entspannungspolitik fort, die die Union einst erbittert bekämpft hatte. Das galt auch für die Pflege des deutsch-deutschen Sonderverhältnisses, das Kohl, nicht anders als Schmidt, über Eiszeiten in den Ost-West-Beziehungen hinwegzuretten trachtete.

Mit seinem Nachfolger verband Schmidt auch, dass er, im Gegensatz zu den meisten Sozialdemokraten, die deutsche Frage für offen hielt und offen halten wollte. 1968 hatte sich Schmidt, damals Fraktionsvorsitzender der SPD, in der katholischen Zeitschrift *Hochland* in eine Debatte über die Frage eingeschaltet, ob die Bundesrepublik nicht gut daran täte, ein allein auf sie selbst und nicht mehr auf Gesamtdeutschland bezogenes Nationalgefühl zu entwickeln. Schmidt wandte sich vehement gegen entsprechende Forderungen liberal-konservativer Publizisten.

»Wir müssen immer wieder daran erinnern«, schrieb er, »dass eine Mitverantwortung für das politische Schicksal unserer Landsleute in der DDR



sich verpflichtend aus der Tatsache ergibt, dass die Deutschen in der DDR fast allein – und stellvertretend für uns – in unverhältnismäßig hohem Maß den von allen Deutschen gemeinsam verlorenen Krieg bezahlen ... Es ist notwendig und legitim, in der Bundesrepublik das Staatsbewusstsein zu stärken – aber es wäre eine riskante Vergewaltigung der Geschichte unserer Nation, auf den Geltungsbereich dieses Staatsbewusstseins auch das Nationalbewusstsein reduzieren zu wollen. Darum wende ich mich gegen die Flucht in die Idylle einer bundesdeutschen Nation.« – »Kantianischer« hätte Schmidt seinen gesamtdeutschen Patriotismus nicht begründen können: Solidarität gegenüber den von der Geschichte benachteiligten Deutschen in der DDR war ein Gebot der Gerechtigkeit und darum sittliche Pflicht.

### **Wegbereiter der Epochenwende**

Unter denen, die die Epochenwende von 1989/90 vorbereitet und ermöglicht haben, wird der Name Helmut Schmidt nur selten genannt. Doch er hat es verdient, zu den Vätern der Wiedervereinigung gerechnet zu werden. Er war der Urheber des Doppelbeschlusses, ohne den die Geschichte einen anderen Verlauf genommen hätte. Mit dem Doppelbeschluss bewies der Westen seine Entschlossenheit, sowjetischen Pressionen nicht nachzugeben. Die Festigkeit des Westens wiederum war der wichtigste Grund, weshalb die Sowjetunion nach 1985 unter Gorbatschow von ihrer Konfrontationspolitik abrückte und sich zu einer umfassenden Zusammenarbeit mit dem Westen bereitfand. Da die Bundesrepublik im Streit um die Raketenrüstung auf der Seite des Westens geblieben war, konnte sie 1989/90 auch die Früchte dieser Politik ernten: die Wiedervereinigung Deutschlands zu westlichen Bedingungen und die Überwindung der Teilung Europas. Dass es so kam, war auch ein Verdienst des Bundeskanzlers der Jahre 1974 bis 1982, Helmut Schmidt.

Die Zeit danach war für Schmidt alles andere als ein bloßes Decrescendo. Als Herausgeber der *ZEIT*, Publizist, Gast von Fernsehsendungen, Buchautor und

Redner intervenierte der Altkanzler immer wieder, wenn es um Fragen ging, die die Welt und ihn persönlich bewegten. Er unternahm weite Reisen, pflegte enge Kontakte zu vielen Mächtigen der Erde, warb um Verständnis für fremde Kulturen, ja nicht selten sogar dafür, die Geringschätzung der Menschenrechte, etwa in Singapur oder China, als kulturell bedingt anzuerkennen und Russlands Sicherheitsinteressen im Zweifel ernster zu nehmen als die Polens oder des Baltikums. Damit löste er wohlbegründeten Widerspruch aus. Seiner Beliebtheit in Deutschland aber tat das keinen Abbruch. Je älter er wurde, desto mehr sah ihn die breite Öffentlichkeit als eine der großen politischen und moralischen Autoritäten des Landes. Nach dem Tode seines Freundes Richard von Weizsäcker Anfang 2015 wurde er vollends zu dem *grand old man* der deutschen Politik, wenn nicht gar zum Pater Patriae. Als solcher wird er den Deutschen in Erinnerung bleiben.

---

*Heinrich August Winkler, 76, ist einer der renommiertesten deutschen Historiker. Bekannt wurde er u. a. durch sein Werk »Der lange Weg nach Westen« aus dem Jahr 2000.*

# Die Batterien seines Lebens

**Woher bezog der fast Hundertjährige seine schier unerschöpfliche Energie?  
Was Helmut Schmidt mit Tante Möppi zu tun hat**

VON PATRIK SCHWARZ

Kürzlich haben wir Tante Möppi zu Grabe getragen. Sie ist 102 Jahre alt geworden, sechs Jahre älter als Helmut Schmidt. Für den weitaus geringeren Teil der Trauergemeinde war unsere Nachbarin die leibliche Tante. Aber sie wohnte im Erdgeschoss des alten Hauses in der Nähe von Hamburg, das ihre Vorfahren einst erworben hatten. Und obwohl sie von adligem Geblüt war und als Freifrau allerlei »vons« und »zus« im Namen führte, schien es, als seien diese Titel wie Zierrat bei Flucht und Vertreibung nach dem Krieg verloren gegangen. 70 Jahre »nach der Großen Scheiße«, wie Helmut Schmidt gesagt hätte, war sie – begünstigt durch ein herzliches Wesen und kleinen Wuchs – auch für die Nachbarschaft einfach: »die Möppi«.

Und wie es manchmal ist, wenn Menschen gehen, die man persönlich gekannt hat, sortieren sich die bleibenden Erinnerungen nach einer eigenen Logik, die sich oft der allgemeinen Logik entzieht.

Von Tante Möppi wird mir immer das Tablett in Erinnerung bleiben, das die letzten Jahre an jenem Bett stand, in dem sie anfangs viel las und später viel schlief, unter einem Ölbild ihrer Mutter: In rechten Winkeln zueinander und mit jeweils einem kleinen Abstand voneinander – fast wie auf einem japanischen Stich – standen da angeordnet ein Glas rötlichen Tees (man sah das Rot hindurchscheinen), ein Silberlöffel, manchmal ein Stück Biskuit – und so zeichneten die Gegenstände auf stille Weise ein eigenes Bild dieses Lebens, gerade und unpräntiös, wie die alte Dame selber.

Von Helmut Schmidt bleibt mir seine Batterie.

Der fast Hundertjährige, der sein Leben lang für eine schier unermüdliche Energie berühmt war, hat immer offen über die zwei Batterien in seinem Körper gesprochen. Da war die Brennstoffzelle in dem Herzschrittmacher, den er seit dem vorletzten Jahr seiner Kanzlerschaft trug, und die alle paar Jahre in einem kleinen medizinischen Eingriff erneuert werden musste. Sie hat sein Leben um Jahrzehnte verlängert. Und dann war da, viel undramatischer, die winzige Knopfzelle in seinem Hörgerät. Zu ihr hatte Helmut Schmidt ein schalkhaftes Verhältnis.

Alle ein, zwei Jahre konnte es vorkommen, dass die Energie der Batterie genau dann erlosch, während er mit der Chefredaktion und dem politischen Ressort der *ZEIT* zur wöchentlichen Konferenz beisammensaß. Vielleicht verspürte er auch einfach erst dort, im Stimmengewirr, dass die Kraft der Knopfzelle schon länger nachgelassen hatte und der elektrische Strom, der ihm sein Gehör weit über die körperlich machbare Zeit hinaus verlängerte, schwächer wurde.

Unsentimental und gänzlich ohne Umstände – oder gar Melancholie über die akustische Einschränkung, der sein Gehör und Verstehen unterworfen war – holte Schmidt seinen Krückstock hervor, um Abhilfe zu schaffen. Mit dem gebogenen Ende des Stockes zog er den Aschenbecher zu sich, der ohnehin nur seinetwegen hier stand.

Die Nummer mit dem Krückstock war eine kalkulierte und bewährte Show-Einlage, wie berechnet darauf, den oftmals ermüdenden Debattenzirkus zu durchbrechen, wenn die Runde gerade ein wenig arg lang den Einfluss Aserbaidshans auf die Pipelineverteilung im Südkaukasus erörtert hatte. Es war, als hätte ein Zirkusdirektor den nachlassenden Aufmerksamkeitspegel seines Publikums zwischen zwei Nummern erfasst. Dann kam der Krückstock zum Einsatz. Und die Einlage verfehlte nie ihren Effekt auf die Anwesenden,

insbesondere auf Neulinge in der Runde. Manche politischen Beobachter meinen gar beobachtet zu haben, dass die Frequenz der Einlage stieg, wenn junge Praktikanten unter den Zuhörern der Konferenz saßen. Oder Praktikantinnen.

Den Aschenbecher vor sich, nahm der Herausgeber sein Hörgerät aus dem Ohr und klopfte damit auf den Tisch, wie ein Märklin-Liebhaber es mit einer unwilligen Spielzeug-Lokomotive tun würde. Nach einigen Schlägen ließ sich die kleine, erloschene Batterie im Inneren des Geräts herauslösen. Mit Aplomb beförderte Schmidt sie in den herangeschafften Aschenbecher. Mit einer erstaunlichen Finesse seiner ausladenden Hände setzte er die offenbar stets im Jackett mitgeführte Ersatzbatterie ein. Ein kurzer Blick des Herausgebers in die Runde schien ihm zu bestätigen: Der Batteriewechsel hatte für einen Höhepunkt der Konferenz gesorgt. Und mit einem kaum wahrnehmbaren zufriedenen Nicken wandte sich auch der Altbundeskanzler und erste Geopolitiker des Hauses wieder den aserbajdschanischen Pipelines zu.

So führte die kleine Knopfzelle nicht nur ihm immer wieder neue Energie zu, sondern auch vielen, die Helmut Schmidt in dem Moment umgaben. Bloß die abgelegte Batterie blieb stets unbeachtet zurück, halb begraben unter Zigarettenstummeln, ein äußerlich intaktes, aber hohles Gehäuse, ans Ende ihres Daseinszwecks gelangt, eine Ruine ihrer früheren Leistungskraft. Silbrig glänzend blinkte sie manchmal aus den Ascheresten hervor, während sich pünktlich um 13 Uhr langsam der Konferenzraum leerte.

Einmal konnte ich nicht widerstehen. Einmal habe ich Helmut Schmidt bestohlen. Einmal habe ich die Batterie aus dem Ascher geklaut und in meine Jackettasche gleiten lassen.

Es war eine alberne, kindische Sache. So etwas tut man nicht als *ZEIT*-Redakteur. So verhält man sich nicht in der politischen Konferenz von Deutschlands führender Wochenzeitung. Und verhält man sich so gegenüber

Helmut Schmidt?

Wahrscheinlich hätte ich mich nicht getraut, wenn nicht Helmut Schmidt selber Erich Kästners Maxime zu beherzigen schien, vor unser aller Augen: »Wer erwachsen wird und kein Kind bleibt, ist kein Mensch.« Und Helmut Schmidt konnte auf eine befreiende Weise kindisch sein, nicht allein mit seinem Krückstock. Er verriet einen Schalk, wie ihn sich wohl nur die wirklich großen Köpfe leisten, während wir Viertel- und Halbhierarchen oft viel zu sehr damit beschäftigt sind, voreinander unsere wohlpolierten Fassaden zur Schau zu stellen.

Der Herausgeber zeigte sich in diesem allwöchentlichen Freitagsritual von mittags um zwölf bis mittags um eins, wie er auch in der *ZEIT* insgesamt bestimmend war: Seinen Einfluss übte er nicht durch Ordres aus, sondern durch die Lässigkeit, mit der er Weisheit und Lebensklugheit ausspielte – immer im Wissen um die journalistisch tödliche Gefahr der Langeweile. Ewigkeiten lang war der Zwölf-Uhr-Treff als »Die Politische Konferenz« titulierte worden, so wie ehemals alles, was die Zeitung betraf, gerne mit bestimmtem Artikel und in Versalien geschrieben wurde (nicht zuletzt DIE ZEIT selber). Irgendwann aber nahm die Runde unter der Hand einen anderen, informellen Namen an: Helmut-Schmidt-Konferenz.

Und so habe ich erst im Rückblick begriffen, was mich im Eigentlichen getrieben hatte, an jenem einen Freitag um eins in die Asche zu fassen. Es war dasselbe Empfinden, aus dem heraus ich am Tag, ehe Tante Möppi für immer einschlieft, noch einmal an ihr Bett trat, wo sie schlummerte, und der Tee rot durch das Glas auf dem Tablett leuchtete. Es ist der hilflose Versuch, etwas festzuhalten von denen, deren Fortgehen wir ahnen, damit sie uns nicht so sehr fehlen, wenn es so weit ist.

Ist das vergeblich? Ist das kindisch? Oder eher kindlich? Wer weiß schon, was

die Fortgegangenen mitnehmen. Wir Dagebliebenen nehmen letzte Eindrücke mit, von Helmut Schmidt nicht anders als von Tante Möppi. Auf die große Frage »Was bleibt?« fällt die tröstlichste Antwort manchmal erstaunlich klein aus: ein Augenblick, ein Glas Tee – oder eine Batterie.

---

*Patrik Schwarz, 45, ist Geschäftsführender Redakteur der ZEIT. Die Batterien von Helmut Schmidt besitzt er noch heute.*

# »Der kann ruhig warten«

## **Mein erstes Treffen als ZEIT-Geschäftsführer mit dem Herausgeber Helmut Schmidt**

VON RAINER ESSER

Manchem mag Helmut Schmidt gelegentlich etwas raubeinig und angriffslustig erschienen sein. In über 16 Jahren regelmäßiger Treffen habe ich andere Eigenschaften von ihm kennengelernt: große Neugier, großer Humor, große Hilfsbereitschaft.

Das war schon beim ersten Treffen im Februar 1999 so. Man erzählte mir, man möge sich diskret zurückziehen, wenn er aus dem Fenster schaue und anfangs zu pfeifen. So kam ich zur vereinbarten Zeit in sein Vorzimmer. Seine Sekretärin kündigte mich an, und er fragte: »Wer? Ach, der kann ruhig noch etwas warten.« Als er merkte, dass die Tür offen stand, schob er schnell nach: »Kann sofort reinkommen.« Ich stellte mich als neuer Geschäftsführer der *ZEIT* vor. Er musterte mich etwas mürrisch, schaute aus dem Fenster und fing an zu pfeifen. Ich hatte gehant, dass es ein kurzes Treffen würde, aber so kurz? Ich hatte schon fast sein Büro verlassen, als er mir nachrief: »Was machen Sie da eigentlich für einen Unsinn? Man darf doch noch aus dem Fenster schauen und pfeifen.«

Dann lud er mich auf einen Tee ein, holte eine Flasche aus dem Schrank mit den Worten: »Dieses Teufelszeug müssen Sie jetzt trinken.« Es war Baileys, den er mir immer wieder in meine Teetasse nachschenkte. Stark angeheitert, verließ ich nach zwei Stunden sein Büro. In den zwei Stunden hatte er mich ausgefragt. Ich erzählte ihm alles, was ich jemals im Leben gemacht hatte. Und ich berichtete, wie es unserer Zeitung geht. Zu seinen Fragen gehörte nicht, ob ich gedient hatte.



In einem Gespräch, das wir kürzlich führten wollte er alles wissen über digitales Publizieren, über unsere Apps, über Facebook und Twitter. Und als ich sein Büro verließ, sah ich einen 20-jährigen Praktikanten von *ZEIT Online* in seinem Vorzimmer, den er offenbar zum anschließenden Überprüfen meiner Aussagen eingeladen hatte. Gespräche über die Zukunft und mit jungen Menschen machten ihm immer besonders große Freude.

Von Baileys und Mentholzigaretten gab es immer einen großen Vorrat in seinem kleinen, sehr bescheidenen Büro. Ich darf an dieser Stelle auch einmal verraten, dass sein Herausgebergehalt für ein ganzes Jahr von einer Größenordnung war, die manch anderer mit ähnlicher Prominenz für zwei Vorträge fordert. Und er hat sehr viel für unsere Zeitung getan. Bei *ZEIT*-Veranstaltungen war Helmut Schmidt immer der Höhepunkt. Vor vielen Jahren sagte er mir bereits, er wolle seine Auftritte künftig einschränken. Ich habe es einfach ignoriert. Und so diskutierte er auf unserer Gesundheitskonferenz im vergangenen November mit seinem Leibarzt leidenschaftlich über das Rauchen, mit Mario Draghi oder Wolfgang Schäuble beim *ZEIT*-Wirtschaftsforum und immer wieder im ausverkauften Thalia Theater oder im Schauspielhaus Hamburg mit Giovanni di Lorenzo. Als er sich bei einer *ZEIT*-Matinee mit Josef Joffe und Michael Naumann eine Zigarette anzündete und die beiden es ihm nachtun wollten, hob er den Zeigefinger, grinste beide an und sagte: »Ich habe hier eine Ausnahmeerlaubnis, ihr beide nicht.«

Auch die Deutsche Bahn musste einsehen, dass (für das geschlossene Abteil) gewisse Ausnahmen notwendig sind, wenn Helmut Schmidt auf seinen Reisen nach Berlin unterwegs war. Vor gut zwei Monaten fragte ich ihn, ob er bei der nächsten Langen Nacht der *ZEIT* zu unserem 70. Geburtstag im Februar 2016 wieder sein Zigarettengespräch führen würde. »Das mache ich für euch«, sagte er. »Falls ich das noch erleben werde«, schob er nach.

Dass wir ihn sehr vermissen werden, ist stark untertrieben.

---

*Rainer Esser ist seit 1999 Geschäftsführer der ZEIT.*

# Ich Kind, er Kanzler

**Erst schien alles neu und machbar zu sein. Dann kam uns alles autoritär vor. Die Zuversichten und Ängste des späten 20. Jahrhunderts liegen so fern, und doch haben sie uns geprägt**

VON JÖRG LAU

Ich kann es genau datieren. Helmut Schmidt trat am 7.7.74 in meine Welt ein. Er sah fabelhaft aus mit seiner riesigen schwarzen Sonnenbrille. Sein hellgrauer Anzug war auf die graue Tolle abgestimmt, und eine flammend rote Nelke prangte in der Westentasche. Sie leuchtete kraft des neuen Farbfernsehers bis ins Wohnzimmer in unserem Eifeldorf. »Rubens« hieß der Fernseher der Marke Philips, und er war extra für das Münchner WM-Endspiel angeschafft worden. So etwas konnte man sich jetzt leisten in diesen Jahren, in denen es mit uns aufwärts ging, immer aufwärts.

»Der deutsche Bundeskanzler begrüßt persönlich die Nationalmannschaft«, knarzte der Kommentator Rudi Michel, als Schmidt Hoeneß, Breitner und Overath vor dem Anpfiff zum Finale die Hand schüttelte.

Ich war neun Jahre alt. Ich hatte keine Ahnung, dass der Bundeskanzler in Wahrheit erst knapp acht Wochen lang im Amt war, und dies auch nur, weil sein Vorgänger über eine Spionageaffäre gestürzt war. Ich hätte nicht geglaubt, dass dieser beeindruckende Mann »Schiss gehabt« hatte vor dem ihm zugefallenen Amt, ja dass er es eigentlich nicht gewollt hatte. So hat er es jedenfalls später immer behauptet: Er habe Brandt am Ende verzweifelt angeschrien, es gebe keinen Grund für einen Rücktritt.

An diesem 7. Juli begann für mich eine Jugend im »Modell Deutschland«. So

wurde die Bundesrepublik unter Schmidt zwar erst später genannt. Aber ein Hauch dieser speziell westdeutschen Modernität, für die Schmidt stand – eine kuriose Kombination aus optimistischem Machbarkeitsglauben und tragischem Pflichtethos, kombiniert mit einer lässigen Vornehmheit –, lag bereits über diesem Tag des Sieges von Beckenbauer über Cruyff.

Ich wusste noch nichts vom Ölpreisschock, von Stagflation, von den Warnungen des Club of Rome, vom Radikalenerlass. Nichts ahnte ich vom »Kampf in den Metropolen«, zu dem junge Männer und Frauen aufgerufen hatten, die in den Fernsehnachrichten wie mürrische Geschwister meiner supernetten Hippie-Lehrer aussahen. Ich lebte zweifellos im besten Land der Welt.

Vorboten härterer Tage gab es zwar. In der Sparkassenfiliale hing ein Plakat mit der mir unverständlichen Titelzeile »Anarchistische Gewalttäter – Baader/Meinhof-Bande«. Sagenhafte »100.000 DM« winkten für Hinweise zu ihrer »Ergreifung«. Und von Zeit zu Zeit wurde eines der Gesichter mit dicken, Genugtuung signalisierenden Strichen durchgekreuzt. Doch noch schien es unvorstellbar, dass diese grimmigen jungen Leute ein paar Jahre später eine Staatskrise herbeibomben und den lässigen Kanzler an den Rand des Rücktritts treiben könnten.

Wie fern das alles ist! Das Leben in der westdeutschen Provinz war Mitte der Siebziger von einer Zuversicht geprägt, die im Nachhinein unbegreiflich erscheint. Es wurde munter allerhand ausprobiert, auch an uns Kindern: Gesamtschule, antiautoritäre Erziehung, Mengenlehre, Sexualkunde – vor allem Letztere unter großem Hallo. Noch die autofreien Sonntage – eine Reaktion auf die erste Ölkrise – waren im Grunde ein großer Spaß. Man nahm sie hin wie eine landesweite Kunstaktion mit interessantem Verfremdungseffekt.

Die Gewerkschaft ÖTV streikte und ließ überall den Müll liegen. Das erklärte Ziel waren 15 Prozent Lohnerhöhung. Selbst in der SPD fand man das zwar ein

bisschen übertrieben, doch am Ende handelte Heinz Kluncker, der joviale Gewerkschaftsboss, stolze elf Prozent Steigerung heraus. Schaden würde das am Ende nicht, glaubte man zutiefst. Denn noch galt der Keynesianismus als unantastbar – die letzte, als rationale Steuerungstheorie verkleidete, politische Religion des Westens. Sie passte so gut zu diesen westdeutschen Aufstiegsjahren.

Denn hier leiteten erfahrene, abgeklärte Männer die großen Institutionen – Staat, Gewerkschaften, Unternehmen, Banken. Sie steuerten Deutschland mit antizyklischer Systemintelligenz in eine Moderne, die Wohlstand und Stabilität zugleich versprach. Diese Männer vertrauten einander, auch wenn sie offiziell auf verschiedenen Seiten standen, denn alle kannten einander aus dem Krieg oder wussten, was der andere damals gemacht hatte. Das war die Welt der sogenannten konzertierten Aktion der wirtschaftlichen Akteure, und der Kanzler Schmidt war deren ideale Verkörperung. Er passte viel besser zu diesem Regierungsstil als sein Vorgänger Willy Brandt, der mit dem Establishment stets fremdelnde Emigrant und Außenseiter.

Alle wollten nun absolut modern sein, auch das konservative Milieu meiner Herkunft blieb nicht außen vor. In unserem Dorf wurde bis dahin blind CDU gewählt, und zwar direkt nach der Messe, gekleidet im Sonntagsstaat. Dann kam der Wahlkampf 1976. Ein frommer Onkel forderte mich auf, zu den Nachbarskindern besonders nett zu sein, weil die es nicht leicht hätten: »Die Eltern sind geschieden, und sie wählen SPD.«

Ich aber war schon verloren für solche Milieutreue. Und das lag am Geist der frühen Schmidt-Jahre. Die politischen Großthemen wurden unideologisch im Geist von Machbarkeit und Management angegangen: Man konnte mit den Sowjets verhandeln, ohne die Menschenrechte zu verscherbeln (Helsinki, Korb 3); die ökologische Krise würde man durch ein paar Umweltauflagen und technische Innovation überwinden; die Gesellschaft wurde immer weiter

liberalisiert, zugleich der Extremismus kompromisslos mit Rasterfahndung und Berufsverboten bekämpft. Es war eine Zwischenzeit, und sie trug den Keim zu ihrer Auflösung schon in sich, aber das spürten wir erst später.

Selbst die Kirche wurde jetzt progressiv. Ein vollbärtiger Lehrer und seine linkskatholischen Freak-Freunde verkauften im Pfarrgemeindehaus fair gehandelte Dritte-Welt-Waren. Jazz-Messen wurden gefeiert. Ich blieb noch eine Weile Messdiener, auch wenn das Testosteron schon andere Prioritäten setzte. Erste Messdienerinnen tauchten auf, noch so eine unerhörte Neuerung.

Der Wahlkampf 1967 wurde zum politischen Abschied aus dem Elternhaus – wenn auch vorerst heimlich. Der stets beleidigt wirkende Herr Kohl wollte »Kanzler für Deutschland« werden, wie seine Plakate verkündeten: »Aus Liebe zu Deutschland: Freiheit statt Sozialismus«.

Überall im Dorf, selbst auf dem Opel Rekord des Nachbarn, prangten CDU-Aufkleber mit dieser Botschaft. Dass die Drohung mit dem Sozialismus Blödsinn war, wusste selbst mein Vater – ein DDR-Flüchtling und dadurch Antikommunist aus eigener Anschauung. Trotzdem wählte er treuherzig weiter Union. Schmidts Konter im Wahlkampf aber leuchtete mir ein: »Der bessere Mann muss Kanzler bleiben.« Auf seinem Plakat forderte er trocken: »Weiter arbeiten am Modell Deutschland.« Ich tat am Wahlabend so, als teilte ich den Schmerz meiner Eltern über Kohls unvermeidliche Pleite. Im Geiste hatte ich Schmidt gewählt.

Es sollte das einzige Mal bleiben. Im Jahr 1980 fing ich an, mich bei den frisch gegründeten Grünen in Aachen herumzutreiben. Schmidt war nun der Gegner, an dessen Nachrüstungspolitik wir uns abarbeiteten. Drei Jahre später fand ich als Erstwähler zu den Grünen, und dies nicht nur wegen ihrer Fundamentalopposition gegen die Nachrüstung. Die Alternativen waren für uns alternativlos.

Das Modell Deutschland hatte sich von einer Handvoll entgleister Bürgerkinder in eine Antiterror-Hysterie jagen lassen. Es hatte keine Antwort auf die ökologische Krise. Wer diese ernst nahm, wurde als antimodernistischer Spinner abgetan. Und den einst so modern erscheinenden Führungsstil der Kriegsteilnehmergeneration, der Macher und Experten, konnten wir nicht mehr ertragen. Wir fanden ihn unzeitgemäß autoritär. Das beste Land der Welt war uns verdächtig geworden.

All das projizierten wir auf Helmut Schmidt. Dass der Radikalenerlass auf Willy Brandt zurückging und Schmidt es war, der ihn erst aufweichen und dann aussetzen ließ, passte nicht in unser Weltbild. Auch nicht, dass dieser Kanzler im Kampf gegen den Terrorismus eigentlich der ruhende, prinzipienfeste Pol gewesen war, ohne den alles noch schlimmer gekommen wäre.

Wir führten den Kampf gegen die Nachrüstung mit apokalyptischer Inbrunst. Dass derselbe Schmidt, den wir als Aufrüstungskanzler verteufelten, drei Jahrzehnte zuvor selbst entschieden gegen die Aufrüstung der Bundeswehr eingetreten war, habe ich erst später erfahren, als ich über die Friedensbewegung der Fünfziger recherchierte. Im Jahr 1958, da war er der Wehrexperte der SPD, nannte der junge Abgeordnete Schmidt den Entschluss, »die beiden Teile unseres Vaterlands mit atomaren Waffen gegeneinander zu bewaffnen, genauso verhängnisvoll, wie es damals das Ermächtigungsgesetz für Hitler war«.

Das hätte glatt von einem der Redner im Bonner Hofgarten sein können, wo wir uns versammelt hatten, um Schmidt zu stürzen. Über 300.000 kamen 1981 dorthin, um gegen die Nachrüstung der Nato zu demonstrieren. »Die achtziger Jahre werden mehr und mehr zum gefährlichsten Jahrzehnt in der Geschichte der Menschheit«, hieß es in dem Appell der Friedensbewegung. Wir glaubten das wirklich. Dass nicht zuletzt die von uns verteufelte Nachrüstung die Sowjetunion an den Verhandlungstisch brachte und den Kalten Krieg beenden half, ist für manche heute noch schwer zuzugeben.

Die Achtziger wurden nicht das gefährlichste, sondern das friedlichste und erfreulichste Jahrzehnt des grausigen letzten Jahrhunderts. Wie tief auch dies schon wieder versunken ist – heute, da die Krise unsere neue Normalität zu werden scheint!

Was bleibt von einer Jugend im Modell Deutschland unter Helmut Schmidt? Die Erinnerung an eine unwahrscheinliche Zuversicht. Und manchmal ein bisschen Heimweh nach der Zukunft.

---

»Aus Liebe zu Deutschland: Freiheit statt Sozialismus« oder »Weiter arbeiten  
am Modell Deutschland«?

CDU- und SPD-Wahlslogans 1976

---

*Jörg Lau ist außenpolitischer Koordinator der ZEIT.*



# Visionärer Pragmatiker

**Die Theorie war ihm zu unzeitgemäß, die Praxis zu kleinkariert. Er dachte global und historisch**

VON UWE JEAN HEUSER

Helmut Schmidt hat es selbst einmal erzählt. Anfang der fünfziger Jahre war er ein junger, aufstrebender Wirtschaftspolitiker. Und er war Hamburger. Handel, Weltoffenheit, Neugier auf andere Länder – das beschrieb die überlebensnotwendige Haltung unter den Kaufleuten der Stadt. Ein paar Jahre nach dem Krieg wollten sie wieder wissen, welche Chancen sich nicht bloß im Westen, in Amerika, sondern auch im Südosten Europas und in Vorderasien auftaten. Einige von ihnen legten etwas Geld zusammen, und Helmut Schmidt fuhr mit dem Auto auf eine Entdeckungsreise über den Balkan bis zu den Ölländern im Mittleren Osten.

Helmut Schmidt, Hamburgs Marco Polo? Nein, schon damals wurde Helmut Schmidt, was er bei allem anderen, das noch kommen sollte, stets bleiben sollte: der praktische Weltökonom. Der Mann mit dem Blick für das Wesentliche in der sich globalisierenden Wirtschaft. Für das, was langfristig zählte. Diese Sichtweise half ihm in den Ölpreiskrisen der siebziger Jahre, als er die Industriestaaten zu gemeinsamem Handeln trieb. Sie bewährte sich, als er das chinesische Wirtschaftswunder kommen sah und Beziehungen zu den Pekinger Reformern knüpfte, während der Rest der Welt die radfahrenden Blaumänner noch belächelte. Sie führte zur frühen Anbahnung einer gemeinsamen europäischen Währung. Und sie manifestierte sich im vergangenen Jahrzehnt, als er – noch weit vor der Finanzkrise – vor den Exzessen der Banker warnte, anstatt sich vom Wall-Street-Fieber anstecken zu lassen.

Reine Wirtschaftstheorie dagegen erschien ihm schon im Studium als mangelhaft. Allzu oft passte das, was da behauptet wurde, nicht zu dem, was er sah. Er und seine Mitstudenten, die den Krieg durchlebt hatten, machten keinen Hehl aus ihrer Verachtung für pompös auftretende Professoren. Und noch Anfang der siebziger Jahre wurde Schmidt böse, als ihn der Hamburger Professor und langjährige SPD-Minister Karl Schiller seinen ehemaligen »Musterschüler« nannte.

Schmidt war niemandes Schüler, schon weil er fand, dass die sogenannte Nationalökonomie das Wesentliche nicht erklärte: die Weltwirtschaft. Ja, die Theorie schien sich nicht einmal besonders darum zu bemühen, sondern blieb bei ihren Modellen, die auf der Betrachtung einzelner Volkswirtschaften beruhten. Sein Studienfach half Schmidt nicht sonderlich in der so veränderlichen, über alle Grenzen operierenden Wirtschaftswelt, die er nach und nach erlebte.

Das ökonomische Weltmodell, die umfassende Theorie für das Funktionieren der globalisierten Wirtschaft vermisste er in seinen Kanzlerjahren genauso wie später als *ZEIT*-Herausgeber. Allenfalls in den Hinterzimmern des Internationalen Währungsfonds und der großen Zentralbanken finde man vorsichtige Ansätze dafür, erklärte er einmal. Auch der linke selbst ernannte Weltökonom Paul Krugman und das marktliberale *Wall Street Journal* beeindruckten ihn mit ihrer Europaskepsis gleichermaßen wenig. Die hätten ebenfalls nur national-egozentrische Weltsichten, erklärte der Mann, der die Europäer auch deshalb zu einem gemeinsamen Währungssystem verholpen hatte, weil er dem Diktat des Dollar etwas entgegensetzen wollte.

Im Jahr 1973 schrieb der *Spiegel* dem damaligen Finanzminister Schmidt ein ausgesprochen pragmatisches Verhältnis zur Theorie zu. Eklektizismus »vom Chagall an der Wand bis zum Buddelschiff auf dem Sideboard«, so lautete die arrogante Diagnose. Doch in einem hatte das Magazin recht: Theorie diene

Schmidt lediglich zur »Vorbereitung praktischen Handelns«. Wozu sollte sie in der Wirtschaft sonst auch da sein? Und weil es sie nicht gab, vertraute er lieber seinen eigenen Beobachtungen, Urteilen und vor allem Werten.

Dazu gehörte die wirtschaftliche Stabilität. Als Kanzler sah er eine, wenn nicht die Hauptaufgabe darin, ein globales Wirtschaftschaos abzuwenden – »eine staatsmännische Aufgabe von so hohem Rang, dass lediglich die Erhaltung des Weltfriedens noch höher einzuschätzen ist«, wie er sagte. Deshalb rief er 1975 mit seinem Freund Valéry Giscard d'Estaing das G-6-Treffen der Industriestaaten ins Leben, das bald zur G 7 wurde. Deshalb wandte er sich entschieden gegen die Haltung einiger Amerikaner, der Dollar sei zwar ihre Währung, aber das Problem der anderen. Deshalb strebte er nach stabilen Wechselkursen in Europa und darüber hinaus.

Natürlich hing es ihm trotz allem Pragmatismus an, dass er als Finanzminister auf seiner oft zitierten Ansicht bestand, fünf Prozent Inflation seien besser als fünf Prozent Arbeitslosigkeit. Doch zeigte sich darin nicht etwa Schmidt, der gläubige Keynesianer, sondern Schmidt, der wortstarke Politiker. Ein Blick auf seine Wirtschaftspolitik wie auch auf seine Aussagen über die Jahrzehnte lässt eigentlich nur ein Urteil zu: Schmidt war der Ökonom für das Notwendige.

Ja, er nahm sich den Aufruf seiner Herausgeberkollegin Marion Gräfin Dönhoff, den Kapitalismus zu zivilisieren, »zu Herzen«, wie er einmal schrieb. Ja, er erklärte die Topmanager mitverantwortlich für das Gemeinwohl. Und ja, er sorgte mit seiner Steuerreform für mehr sozialen Ausgleich. Aber als die deutsche Wirtschaft nach der Wiedervereinigung überlastet war und zu erstarren drohte, wurde er zum Deregulierer, verlangte die radikale Entschlackung der Paragraphen, wollte den Sozialstaat umbauen und den Arbeitsmarkt flexibilisieren. Schon Mitte der neunziger Jahre nahm Helmut Schmidt auf diese Weise Schröders Agenda 2010 vorweg. Ökonomisch gesehen, war Schmidt nicht links, nicht rechts. Er wollte vielmehr den Wohlstand als Grundlage politischer

Stabilität in Europa erhalten.

Schmidt kannte eben nicht nur Marktwerte, er hatte Werte, um die Ergebnisse des Marktes zu beurteilen. Deswegen verließ ihn das Gespür dafür nie, dass auf ungezügelter und sich globalisierenden Finanzmärkten große Gefahr lauert. Genau daher rührte auch seine unverhohlene Abneigung gegen die Investmentbanker in New York und London, die immer neue Wege fanden, um aus viel Geld noch mehr Geld zu machen – egal, ob es der realen Wirtschaft nun half oder schadete.

Warnungen gab es genug. Im Jahr 1998 geriet der riesige amerikanische Hedgefonds LTCM (Long-Term Capital Management) infolge einer russischen Währungskrise in Schieflage. Zwei Nobelpreisträger unter den Direktoren konnten auch nicht mehr helfen. Helmut Schmidt hielt es für das Beste, LTCM pleitegehen zu lassen, um anderen Investmentbankern die Zockerei auszutreiben. Stattdessen wurde der Fonds gestützt und aufgelöst, und die Spieler spielten weiter.

Für Schmidt ergab sich die Gefahr auch aus schwankenden Wechselkursen, die viele Spekulationsmöglichkeiten erst eröffneten. Schieflagen der Währungen genauso wie des Welthandels locken eben Spieler an. Und das in einer Welt, in der nach Schmidt »die Aktienbörsen im Wesentlichen von Psychopathen bevölkert werden«.

Die Geldbranche müsse besser reguliert werden, forderte er und verglich sie mit dem Luftverkehr oder der Handelsschifffahrt. Da gebe es auch internationale Regeln, im Hafen müssten die Schiffe Lotsen aufnehmen, und gefährliche Ladung käme nicht ins Land. Anders auf den technisierten und globalisierten Finanzmärkten, wo »jeder amerikanische Finanzmann hochbrisante, tatsächlich wertlose Papiere nach Europa verkaufen kann«.

Schmidt warnte nimmermüde, auch in der *ZEIT*. Als 2008 schließlich die Finanzkrise ausbrach, fand er schnell seine Linie. Diese Krise sei erst überwunden, wenn neue Regeln die Gefahr einer Wiederholung eindämmten. Zum Beispiel sollten nur noch Finanzprodukte gehandelt werden, die einen allseits bekannten Börsenwert hätten. Schmidts Mahnung gilt heute noch, denn das Spiel im Halbdunkeln, in dem die einen auf Kosten der anderen reich werden können, ist vor allem in Amerika wieder im Gange.

Aus der Bankenkrise wurde die europäische Krise. Eine »Euro-Krise« mochte Helmut Schmidt nicht sehen, eher eine Krise der europäischen Politik. Das Grundproblem für ihn: Europa hatte zu wenig Wert auf »Verfahrensregeln« gelegt, war politisch nicht genug zusammengewachsen, um der gemeinsamen Währung gerecht zu werden. Schmidt haderte mit den führenden Politikern in Europa, die sich im Klein-Klein des jeweils nächsten Rettungspakets verhakten. Größer denken, internationaler handeln, das war seine Aufforderung, auch an Berlin. »Die ökonomische Urteilsfähigkeit der deutschen politischen Klasse möchte ich mir ein wenig ausgeprägter wünschen, als sie ist«, sagte er, wenn er höflich war.

Die Weltwirtschaft ist unser Schicksal. Das war Helmut Schmidts Botschaft, als er 1983 mit einem großen Aufsatz bei der *ZEIT* einstieg. Und das ist sie bis heute. Sie wurde nie langweilig, weil Schmidt stets überraschende Perspektiven hervorzauberte.

Vor rund fünf Jahren besuchte der Chef eines führenden deutschen Industriekonzerns Helmut Schmidt in dessen Büro. Erst tauschte man Freundlichkeiten aus, dann sagte Schmidt ungeduldig, nun solle erst der Gast ihn etwas fragen, dann er den Gast. Also fragte der Gast, was Schmidt über Russland und seine Wirtschaft denke. Schmidt antwortete, die Frage ziele wahrscheinlich auf Russland westlich des Urals. Er aber denke an Russland östlich des Urals, an die Rohstoffe, die dort in Zukunft zu gewinnen seien.

So wie dem Unternehmenschef ging es uns allen mitunter, die wir ihn zu Gesprächen besuchten. Schmidt änderte mit Leichtigkeit den Zeithorizont und warf damit alles über den Haufen. Chinas Potenzial erkannte er früh, weil er nicht in Jahren dachte, sondern weil er ein Land sah, das binnen eines Jahrhunderts sein historisches Gewicht in der Weltwirtschaft zurückerobern würde.

In der langen Sicht fand er auch zuletzt neuen Optimismus – für Europa und seine gemeinsame Währung genauso wie für eine Weltwirtschaft, die den abendländischen Weg einschlagen würde. In den Vereinigten Staaten, so erklärte er, würden Mitte des Jahrhunderts die Latinos und Afroamerikaner die Mehrheit bilden. Dann werde das Land das Schwergewicht auf den heimischen Sozialstaat verschieben. Und auch Schwellenländer-Giganten wie China würden auf den europäischen Weg einer sozialen Marktwirtschaft einschwenken, wenn der Wohlstand dort erst groß genug sei.

Helmut Schmidt, der Weltökonom. Erst lag in der Bezeichnung gehöriger Spott, dann Ehrfurcht. Der Mann aus Hamburg war tatsächlich einer der ersten wahren Weltwirtschaftler. Er hielt den Theoretikern zu Recht vor, dass sie der Zeit hinterher waren; auf sie warten konnte er nicht. Die Antworten, die er brauchte, gab er sich daher oft selbst, mochten sie auch gegen die gerade dominierende Lehre verstoßen. Gerade weil er Ideologien misstraute, konnte er unvoreingenommen und in langen Fristen denken. Er wurde dadurch auf seine Art, wenn er auch das Wort nicht mochte, ein Visionär.

Man kann nur hoffen, dass er auf diese Einstufung, mit etwas Schalk im Blick, einen dieser Schmidt-Sätze gesagt hätte: »Was Sie beschreiben, ist von der Wahrheit nicht sehr weit entfernt.«

---

*Uwe Jean Heuser leitet das Wirtschaftsressort der ZEIT.*

# Auf ein Bewerbungsgespräch bei Helmut Schmidt

**Wer in den achtziger Jahren Redakteur bei der ZEIT werden wollte, kam um eine Musterung durch den Herausgeber nicht herum. Auch ich nicht**

VON KUNO KRUSE

Er hatte nicht einmal für ein »Guten Tag« von seinem Schreibtisch aufgesehen. Ich stand hilflos nervös im Raum, und Helmut Schmidt las weiter in dem Schnellhefter, der aufgeschlagen vor ihm lag. Jetzt wies er mit einem Kopfnicken in Richtung Stuhl. »Setzen Sie sich da mal hin!« Es klang wie ein Befehl.

Ich weiß nicht, ob er hinter seinem Schreibtisch tatsächlich höher saß, aber gefühlt saß ich jetzt tief unter ihm auf dem mir zugewiesenen Platz. In der Erinnerung bin ich mir nicht mehr sicher, aber ich denke, ich muss gerade noch über die Schreibtischkante gesehen haben. Denn ich konnte erkennen, dass das, was dort vor ihm lag, meine Arbeitsproben waren.

Nach wieder gefühlt endloser Zeit wandte er sich mir zu. »Sie wollen also bei uns arbeiten?« Klang in der Frage ein unausgesprochenes »tatsächlich« mit? Oder war es nur die Eröffnung des Bewerbungsgesprächs?

Ich kam von der *taz*, damals, in den Achtzigern, eine aus seiner Sicht, so musste ich zumindest annehmen, linksradikale Zumutung, noch viele Wandlungen vom heutigen Hausblatt der grünen Mitte entfernt. Die Frage, ob ich nicht auch selbst für den Herausgeber der *ZEIT* und Bundeskanzler a. D. eine Zumutung sein könnte, hatte ich mir bis dahin nicht gestellt. Vielleicht ein Fehler. Er blätterte



mit dem Daumen durch die Seiten. »Mehr haben Sie in den vielen Jahren nicht geschrieben?« Ich hatte damals zehn Jahre lang bei der *taz* gearbeitet. »Doch, doch«, beeilte ich mich zu sagen, »aber ich sollte nur Arbeitsproben abgeben.« Ich weiß nicht genau, wie viele Liter Schweiß ein Leinenhemd aufnehmen kann. Aber ich spürte, dass dieser Textiltest in der nun erneut eintretenden Gesprächspause begann.

»Sie haben da nicht sehr freundlich über diesen amerikanischen Soldaten geschrieben«, setzte er erneut an. Die Textstelle war gelb markiert. »Wie sollte ich?«, fragte ich. »Er hatte mich gerade verprügelt.« Helmut Schmidt lächelte, und ich war mir nicht sicher, ob ihm einfach die Vorstellung von meinem blauen Auge gefiel, das ich in dem Artikel beschrieben hatte. Er hatte verdammt viele Stellen mit dem Textmarker angestrichen.

Der Soldat war die Eröffnung seines großen Themas. Ich wusste, dass es kommen würde. Ich war gewarnt worden. Und es kam: Wie ich denn meine Haltung zum Militär definieren würde? Natürlich war ich gewappnet. Und entschlossen, keinen Millimeter zurückzuweichen. So präsentierte ich meine Jahre davor ausgiebig durchdachte, jetzt schnell aktualisierte Erklärung, warum ich den Kriegsdienst wieder verweigern würde. Aber wen bewegte das noch? Den ehemaligen Verteidigungsminister jedenfalls nicht. Helmut Schmidt interessierte nur, dass ich meinen Zivildienst geleistet hatte. Und das, wie es sich für ihn gehörte, in der Krankenpflege.

Er lehnte sich zurück. »Wenn denn jemand seinen Ersatzdienst gemacht hat.« Das Wort Ersatzdienst war schon damals nicht mehr der aktuelle Terminus. Ich sagte nichts dazu, denn ich saß, inzwischen deutlich zusammengesackt, jetzt unterhalb der Tischkante. Und sollte von nun an von Frage zu Frage etwas tiefer rutschen. Wo war meine ganze Rebellion geblieben? Waren wir nicht aufgestanden gegen diesen Bundeskanzler des Deutschen Herbstes? Gegen diesen Hasardeur von Mogadischu? Der für alles stand: Rasterfahndung!

Brockdorf! Gorleben! Nato-Doppelbeschluss! Unsere alte Sponti-Parole: »Keine neuen Raketen, bevor die alten nicht verbraucht sind!« – vor diesem Schreibtisch wagte ich damit jetzt nicht zu punkten. Hatte sich all mein Mut darin erschöpft, dass ich zum Vorstellungsgespräch keine Krawatte umgebunden hatte?

Helmut Schmidt war inzwischen auf die dicke Broschüre über die Aids-Forschung gestoßen und auf Pressevorlagen für Rita Süßmuth und Heinz Riesenhuber. Er fragte mich zu meiner damals noch relativ neuen Arbeit am Aids-Zentrum des Robert-Koch-Instituts, damals Teil des Bundesgesundheitsamtes, aus. »Mir ist es in meiner Amtszeit ja sehr vorgeworfen worden«, sonorte er vor sich hin, »dass ich das Bundesgesundheitsamt damals nach Berlin verlegt habe.« Zwei Tage lang hatte ich vor diesem Gespräch alles aus den Regalen der Kreuzberger Amerika-Gedenkbibliothek herausgegriffen, was über seine Kanzlerschaft zu finden war. Ich zögerte, dann sagte ich, wie beiläufig: »Sie meinen das Umweltbundesamt.« Und er sagte: »Ach, ja.«

Ich weiß nicht, warum. Vielleicht nur, weil ich aufgepasst hatte. Aber plötzlich zog er mich zu sich herauf, deutlich über die Tischkante. Ich will nicht vermessen klingen und behaupten, bis auf Augenhöhe. Aber es folgte doch ein entspanntes, fast zweistündiges Gespräch über Jimmy Carter, die amerikanischen Geiseln im Iran, die Contra-Affäre. Ich bin fast sicher, dass sich Helmut Schmidt später nicht daran erinnern wird. Und ich glaube auch nicht, dass er mich in den zehn folgenden Jahren, die wir einander auf demselben Flur direkt gegenüber saßen, noch wiedererkannt hat. Ich arbeitete im Dossier, das Helmut Schmidt wohl eher als Jugendorganisation der *ZEIT* wahrgenommen hat.

Wir haben wenig geteilt. Bis auf einen Laptop. Gelegentlich. Ich weiß auch gar nicht mehr, warum. Aber die waren damals ziemlich rar in der Redaktion. Einmal habe ich ihn in der Bahn liegen gelassen, mit Schmidts noch unveröffentlichten Memoiren darauf. Er wurde wiedergefunden – zu meinem

Glück.

---

*Kuno Kruse war 1988 bis 1997 Redakteur im Dossier der ZEIT. Heute ist er Reporter beim stern.*

# So war das mit Schmidt

**Freiheiten gewähren, Vertrauen schenken, wissbegierig bleiben – so war Helmut Schmidt als Vorgesetzter. Ein Ex-Kanzler ist als Chef nicht immer einfach. Aber in seinem Dienst lernte ich viel über die Welt. Und über mich selbst**

VON MALTE LEHMING

Für wen haben Sie gearbeitet? Für Helmut Schmidt? Na, das war sicher nicht ganz leicht, oder?« – Es ist ein Frühjahrstag im Gänsehautjahr 1990. Deutsche Turbulenzen. In der *ZEIT* bittet Geschäftsführerin Hilde von Lang die Führungsspitze der Zeitung in ihr Büro. Gerd Bucerus, Gräfin Dönhoff, Theo Sommer, Robert Leicht, Haug von Kuenheim und ein paar andere. Helmut Schmidt sagt: »Komm' Se mal mit.« Ein »bitte« in solchen Sätzen von ihm klänge fehl am Platz. Ich komm mit, weiß aber nicht, warum.

Theo Sommer nimmt gerade seinen Fünf-Uhr-Whiskey, da beginnt die Runde. Was tun mit der *ZEIT*, wenn die Einheit kommt? Der Bedarf am freien Wort in der ehemaligen DDR muss doch riesig sein. Aber Drückerkolonnen wie bei der Konkurrenz – das ist nicht unser Stil. Nein, wir gehen rüber, stellen uns vor, machen einen Werbefilm über die *ZEIT*, der Schmidt muss reden, wir müssen uns der Diskussion stellen, die Säle werden bestimmt voll. Gute Idee.

Eine Deutschlandkarte wird ausgerollt. Acht Universitätsstädte – »das ist unsere Klientel« – werden ausgewählt, von Rostock und Greifswald im Norden über Halle, Magdeburg und Ostberlin bis nach Dresden, Leipzig und Jena. In jeder Stadt soll Schmidt reden, die *ZEIT* sich präsentieren, für sich werben, aufklären und dem Publikum Rede und Antwort stehen. Und wer organisiert das? »Mein Büro«, sagt Schmidt. In diesem Augenblick wusste ich, warum er mich

mitgenommen hatte.

Sechs Monate ohne Kompass folgen. Wer vermietet jetzt jene Säle, die früher in SED-Hand waren? Darf plakatiert werden, wer erlaubt das? Soll jeder eingelassen werden? Was machen wir, wenn zu wenige kommen oder zu viele? Das Bedeutsamste aber war, dass Schmidt seinem Büro, geleitet von der umsichtigen und charmanten Birgit Krüger-Penski, fast blind vertraute. Kosten, Reisen, Neueinstellungen: »Machen Sie mal ruhig.« Länger, als er es tat, kann ein Vorgesetzter die Zügel kaum lassen. Ich habe Schmidt nie anders erlebt: Wenn er das Gefühl hatte, dass alles funktioniert, mischte er sich nicht ein. Und so waren die Freiheiten, die er gewährte, stets der größte Ansporn. Sich dieser Freiheiten als würdig zu erweisen war das Ziel hinter jedem Ziel.

Das galt auch und besonders für dieses wahrlich wichtige Projekt. Was ihn statt der Planungsdetails interessierte, waren Informationen von vor Ort. Wie ist die Stimmung? Was beschäftigt die Menschen? Worauf hoffen sie? Ja, im Zwiegespräch kann Schmidt einen löffeln, ist neu- und wissbegierig, will Einschätzungen und Urteile hören.

Nur wenn Publikum da ist, dann erst zeigt er meist seine andere, die bekanntere Seite des Rhetors.

Die Säle zwischen Greifswald und Jena wurden tatsächlich voll. Anschließend strömten die Menschen zu Schmidt, umringten ihn, wollten Autogramme, steckten ihm oder seinen Leibwächtern Zettel zu, manchmal war es bekrizteltes Zuckerwürfelpapier. Später dann, im Auto, leerte er seine Taschen und gab mir die Zettel. »Jeder kriegt eine Antwort.« So geschah es. Geantwortet wurde immer, aus Prinzip. »Das haben die Menschen verdient.«

Freiheiten gewähren, vertrauen, wissbegierig bleiben, verbindlich sein. »Für wen haben Sie gearbeitet? Für Helmut Schmidt? Na, das war sicher nicht ganz leicht,

oder?« Ob leicht oder nicht, spielt keine Rolle. Es hat geprägt, fürs Leben.

*Der Text erschien zuerst in der ZEIT Nr. 52 vom 17.12.2008.*

---

*Malte Lehming war von 1989 bis 1991 Helmut Schmidts persönlicher Referent bei der ZEIT.*

# Die Macht der Schönheit

**Helmut Schmidt war kein Kunstsammler, aber die Gemälde in seinem Haus bedeuteten ihm viel. Nur über die eigenen Werke sprach er nicht gern**

VON HANNO RAUTERBERG

Zum Ende hin waren sie ihm wichtiger denn je, all die Grafiken und Gemälde, die ihn so viele Jahre lang begleitet hatten, die oft von Museen ausgeliehen wurden und die er nun unbedingt bei sich behalten wollte. Keine Leihgaben mehr, da war er entschieden. Sein ganzes Leben lang hatte ihn die Kunst getragen, beschwingt, auch getröstet. So sollte es bleiben – bis zuletzt.

Als ich Helmut Schmidt vor zwei Jahren in Hamburg-Langenhorn besuchte, in dem unscheinbaren Haus, das zu ihm, der früh davon träumte, ein großer Baumeister zu sein, nicht recht passen wollte, da traf ich ihn in aufgeräumter Stimmung an. Froh war er, einmal nicht über Politisches Auskunft geben zu müssen. Glücklicher, nach einer Leidenschaft befragt zu werden, über die er selten gesprochen, die aber das Selbstbild der Deutschen sehr wohl mit geprägt hatte.

Mochte sein Haus äußerlich bescheiden sein, im Inneren war gleich zu spüren, wie wichtig es Schmidt war, ein fühlender, ein bewegter, ein den Mächten des Schönen aufgeschlossener Mensch zu sein. Hier konnte der sonst so kantige Rationalist ins Schwärmen geraten. Hier war ein Schmidt zu erleben, der sich freudig auf vages Terrain begab, dorthin, wo ihm sein scharfer Verstand nur wenig nützte, weil die Kunst mit Worten kaum zu fassen ist.

Er sah sich nicht als Connoisseur, nicht als Sammler, der Kataloge wälzt, auf Auktionen geht, den Kunstmarkt nach neuen Schätzen durchstreift. Auch wollte er seine vielen Bilder, darunter einige Millionenwerte, nicht als Sammlung

bezeichnen, planvoll zusammengetragen. Eher waren die Bilder auf ihn gekommen, als seine Begleiter. Und er war gern mit ihnen gegangen.

Das fing in der Schule an, als seine spätere Frau Loki und er nicht mit Ideologien vollgepumpt wurden, sondern eine Erfahrung der Freiheit und Offenheit machen durften, denn sie zeichneten, sangen, sie lasen Gedichte, sie trafen auf Lehrer mit einem Sinn für das Musische. Und obwohl Schmidt in seiner Kindheit so gut wie nie Originale großer Künstler zu Gesicht bekam, zeigte ihm sein Kunstlehrer doch viele Postkarten, vor allem von französischen Impressionisten und auch von einigen jener Künstler, die ihm schon bald sehr nahe rücken sollten.

Kaum hatte er die Schule hinter sich, war er als Soldat eingezogen worden, konnte aber an den Wochenenden im kleinen Fischerhude vorbeischaun, einer Künstlerkolonie bei Bremen, unweit von Worpswede. Als er mir erzählte, auf wie viele Maler und Schriftsteller er dort traf, wie international, wie offenherzig, wie debattierlustig es zuging in den Ateliers und den Kneipen, hörte es sich an, als habe der junge Schmidt erst hier, im Milieu der Kunst, so richtig zu leben begonnen. Sie wurde ihm eine Sehnsuchtswelt.

Aus jener Zeit stammt auch die Begeisterung für den deutschen Expressionismus, für Emil Nolde, Karl Schmidt-Rottluff, Ernst Ludwig Kirchner oder Otto Modersohn. Die norddeutschen Landschaften vor allem hatten es ihm angetan, moorig und ein wenig düster, doch mit weitem Himmel. Und Ernst Barlach, der im heutigen Kunstbetrieb so wenig gelitten ist, hielt er für einen der größten Bildhauer des 20. Jahrhunderts.

Gleich mehrere Barlachs hatte er daheim, sanfte, gerundete Figuren, er nannte sie »menschliche Menschen«. Eine stille Demut scheint aus diesen Plastiken zu sprechen – und dass sich Schmidt, der politische, oft hochfahrende Geist, just für sie erwärmen konnte, das hatte wohl auch damit zu tun, dass für ihn die Kunst stets ein Ruhepol war. Er suchte in ihr nicht Kritik, nicht Reflexion, auch nicht



die politische Auseinandersetzung; viel wichtiger war ihm der sich besinnende Blick.

Allerdings wusste Schmidt, als er Bundeskanzler war, sehr wohl, wie sich mit Kunst große Politik machen ließ. Es war kein privater Spleen, als er an seinem Büro in Bonn ein neues Schild anbringen ließ und es seither Nolde-Zimmer hieß. Ihm war es ein vergangenheitspolitisches Anliegen, sich für die so lange verfemten Künstler einzusetzen, die von den Nazis als »entartet« verfolgt und im Nachkriegsdeutschland lange verlacht worden waren. Ihre Kunst ans Licht der Öffentlichkeit zu holen, sich mit Ausstellungen im Kanzleramt für sie zu verwenden war für ihn eine Form der Wiedergutmachung und ein Appell an seine Landsleute, sich endlich mit den Opfern ihres »Dritten Reichs« zu befassen.

So hätte er am liebsten vor dem Bundeskanzleramt auch etwas Großes von Barlach aufstellen lassen, nur dass es von dem keine geeigneten Skulpturen gab. Eine Zeit lang wurde erwogen, den Auftrag an Max Bill zu vergeben, schließlich rief Schmidt bei dem britischen Bildhauer Henry Moore an, der sich nach zähen Verhandlungen davon überzeugen ließ, seine *Two Large Forms* nach Bonn zu verkaufen. Dort liegen sie noch immer auf grünem Rasen, barlachsant geschwungen und zugleich von internationalem Rang. Lange waren sie fast täglich in der *Tagesschau* zu sehen: das Symbol eines gewandelten Deutschlands, nicht herrschsüchtig-stramm, sondern frei und beweglich im Geiste.

Dieser Freiheit, die Schmidt so wichtig war, verdankt sich übrigens noch ein zweites Kunstwerk: das beste Porträt in der ansonsten recht erbärmlichen Kanzlergalerie. Mit einiger Chuzpe setzte sich Schmidt über alle ästhetischen Gräben hinweg, die das doppelte Deutschland durchzogen, und schrieb Bernhard Heisig einen Brief, einem Maler aus Leipzig, nebenher DDR-Funktionär. Schmidt erkannte in Heisigs aufgewühltem, stets angriffslustigem Pinselstrich

die Expressionisten wieder. Und als Heisig Mitte der achtziger Jahre nach Langenhorn kam, um den Altkanzler zu porträtieren, war das zumindest für die Kunst ein vorweggenommener Akt der Wiedervereinigung. Später wurde aus der Arbeitsbeziehung eine Freundschaft, der Politiker und der Künstler besuchten sich gegenseitig. Irgendwann gelangten gleich mehrere Heisig-Bilder in die Langenhorner Diele, auch die Ölskizze für das Kanzlerporträt.

Wie gern Schmidt selbst als Kind gemalt und gezeichnet hatte, davon wollte er bei meinem Besuch lieber nicht sprechen. Ein paar Sommerblumen hingen an der Wand, die hatte Loki gemalt, als 15-Jährige. Von ihrem Mann hatte es einst mehrere Aquarelle gegeben, doch waren sie allesamt in den Bombennächten verbrannt. Und das, was er nach dem Krieg gelegentlich malte, mit japanischer Kreide, wollte er nicht vorzeigen. Dass es so etwas wie den Künstler Schmidt hätte geben können, war dem Politiker Schmidt eher unangenehm.

Er beschied sich mit der Rolle des Kunstliebhabers und klärte früh, dass seine Sammlung, die keine Sammlung ist, nicht in alle Winde verstreut werden sollte. Die Bilder übergab er seiner Stiftung, und eines Tages, so Schmidts Plan, werden sie öffentlich zu sehen sein. Damit das, was in seinem Leben so wichtig war, vielleicht auch für andere wichtig wird.

---

*Hanno Rauterberg ist Architektur- und Kunstkritiker der ZEIT.*

# Durch den Kirschgarten

## **Helmut Schmidt hat auch die ZEIT-Stiftung dauerhaft geprägt**

VON MICHAEL GÖRING

Diese verstümmelten Körper, die an den vertrockneten Bäumen hängen, das hat mich damals extrem beeindruckt!« Wir sitzen seit zwei Stunden beisammen und sind jetzt bei Goya gelandet. Helmut Schmidt sieht mich eindringlich an, seine Augen sind eher klein, aber hellwach. »Haben Sie jemals Todesangst gehabt?«, fragt er mich. Ich erzähle von einer Autobahnsituation, als ein Wagen auf mich zuschoss, aber Schmidt winkt gleich ab. »Ich denke an den Krieg. Hinter jeder Hecke konnte einer lauern!«

Er zieht an seiner Reyno, zieht kräftig, die Zigarette glüht auf. Wie ein Pistolenlauf, denke ich. Dann ist er wieder bei Goya, beschreibt drei, vier Bilder des spanischen Malers, und als ich ihn frage, ob er denn jüngst in Madrid gewesen sei, lächelt er. »Mein Besuch im Prado ist einige Jahre her. Ich war«, er zögert kurz, »noch nicht Bundeskanzler, sondern als Verteidigungsminister in Spanien und bat um einen Besuch im Prado. Das Museum hat mir sehr gefallen, ich erinnere mich genau.«

Eigentlich war ich an jenem Junitag des Jahres 2007 in den sechsten Stock des Zeitverlags gefahren, um Helmut Schmidt auf den jüngsten Stand einiger Großprojekte der ZEIT-Stiftung zu bringen. Helmut Schmidt war damals schon seit fünf Jahren, seit dem Tod von Gräfin Dönhoff, das Seniormitglied des Kuratoriums der ZEIT-Stiftung. Ich sah es als meine Pflicht als Stiftungsvorstand, ihn auch zwischen den beiden Jahressitzungen des Kuratoriums über das Stiftungsgeschehen zu informieren. Es war allerdings längst mehr als eine Pflicht, es war zu einer sehr willkommenen Aufgabe

geworden.

Dieses Mal allerdings begann ich zu schwitzen. Herr Schmidt hatte nur kurz genickt, als ich ihm von den hohen Anmeldezahlen für den neuen Jahrgang der Bucerius Law School berichtete. Auch das Programm der kommenden Summer School on Global Governance entlockte ihm weder Lob noch Tadel, lediglich den Satz, ob wir uns dabei auch den bindenden Kräften der europäischen Kulturgeschichte widmen würden. Um die ging es jetzt seit fast zwei Stunden. Dass wir über Kunst statt über die Stiftung sprachen, war nicht ungewöhnlich, das hatte es zuvor schon oft gegeben, aber nicht in dieser Ausführlichkeit, dieser Tiefe.

Lange blieben wir bei der Musik, wir sprachen über die Gemeinsamkeit der frühen Barockmusik in Italien, Deutschland, in weiten Teilen Englands, die leicht andere Entwicklung in Frankreich. Ob ich etwas über Barockmusik in Russland wüsste, fragte er mich, oder ob Russland in der Musik wohl erst im 19. Jahrhundert so richtig Anschluss an die europäische Musik gefunden habe.

Russland gab dann das Stichwort für die Literatur. Zu Tolstoi und Dostojewski konnte ich hier und da noch etwas beitragen, bei Tschechow fiel mir nur der *Kirschgarten* ein, aber Schmidt hatte auch die Erzählungen gut parat. Helmut Schmidt stellte mehrere Überlegungen an, warum gerade die Literatur in ihren Einzelsprachen dennoch so gesamteuropäisch auftreten konnte, von *Anna Karenina* zu *Madame Bovary* zu *Pride and Prejudice* zu *Effi Briest*. Er ließ nicht locker. Frau Niemeier, seine Sekretärin, kam herein, goss Kaffee nach, und während die nächste Zigarette unmittelbar auf die letzte folgte, hob Schmidt das Thema auf die übergeordnete Ebene: Was hält uns in Europa zusammen?

Diese Frage beschäftigte Helmut Schmidt auch in unseren Kuratoriumssitzungen immer wieder. Verknüpft war sie in den letzten Jahren mit der Sorge, dass die von ihm so kräftig mitgeformte Europäische Union vielleicht doch nicht so

widerstandsfähig sein könnte. Wie oft und wie früh schon hatte er die schwindende Bedeutung Europas beschrieben, angesichts des Wachstums der Bevölkerung und der Wirtschaft in Asien! Die Sorge vor der demografischen Entwicklung in Deutschland hatte ihn 2012 dazu veranlasst, uns in der ZEIT-Stiftung ein Projekt vorzuschlagen, das viele beargwöhnten: »Arbeit mit 67«. Im Mai 2015 haben wir dann in Anwesenheit von Helmut Schmidt in der Handelskammer Hamburg die ersten Ergebnisse vorgestellt, und er hat sie kommentiert: Es müssten Verfahren gefunden werden, die jedem Arbeitnehmer das Arbeitsleben bis einschließlich des 67. Lebensjahrs ermöglichen, sagte er. Frühzeitige Umschulung, rechtzeitiger Berufswechsel, anderer Arbeitsplatz, aber bloß keine vorzeitige Rente, etwa mit 65! Das Vorhaben wurde und wird in der Öffentlichkeit kritisch beäugt, es läuft weiter!

Es läuft weiter wie so viele Stiftungsprojekte, die unser Kuratoriumsmitglied Helmut Schmidt über die Jahre hin mit angestoßen hat. Die wichtigste und umfangreichste Einrichtung der ZEIT-Stiftung, die Bucerius Law School, hat er allerdings in der Planungsphase zunächst skeptisch betrachtet. Eine eigene private Hochschule für hochtalentierete Jurastudenten? Gut, Bucerius war Jurist, und Juristen arbeiten in der Politik, in der Wirtschaft, in der Verwaltung, in großen und kleinen Sozietäten, im Auswärtigen Amt, sind also überall dort zu Hause, wo große Entscheidungen anstehen. Das Plazet kam mit einer klaren Bedingung: Die Bucerius Law School müsse offen sein für jeden Begabten, auch für diejenigen, die nicht in der Lage seien, die Studiengebühren zu zahlen. Das haben wir mit dem Umgekehrten Generationenvertrag, unserem nachlaufenden Gebührenmodell, sicherstellen können. Helmut Schmidt wurde zum Freund der Bucerius Law School, dort feierten wir seinen 90. Geburtstag gemeinsam mit Henry Kissinger und Valéry Giscard d'Estaing. Und zu seinem 95. Geburtstag bat er, dass die Big Band der Bucerius Law School, nur diese, den Festakt musikalisch begleiten möge.

Helmut Schmidt hat in seinem Leben prägend gewirkt. Das trifft auch auf die ZEIT-Stiftung zu, in deren Kuratorium er 1983 vom Stifter Gerd Bucerius selbst berufen wurde. Helmut Schmidt hat dabei auch so manche der über vierzig Ausstellungen im 2002 eröffneten Bucerius Kunst Forum besucht. Eine Goya-Ausstellung war bisher nicht dabei. Wir hätten sicher lange vor den *Schrecknissen des Krieges* gestanden.

Helmut Schmidt ist unersetzbar!

---

*Michael Göring leitet seit 1997 die gemeinnützige ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius.*

# Keine Sorge, Herr Schmidt

## Ein Glückwunsch zum 95. Geburtstag

VON ÖZLEM TOPÇU

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag. Sie haben an dieser Stelle wahrscheinlich den ehemaligen Premierminister von Singapur, Lee Kuan Yew, den Historiker Fritz Stern, vielleicht auch den früheren US-Außenminister Henry Kissinger oder unseren Editor-at-Large Theo Sommer erwartet. Zu Ihrem 95. Geburtstag wird Ihnen diesmal aber nicht einer Ihrer langjährigen Wegbegleiter gratulieren, sondern eine junge Frau, die Ihnen ab und an in der Freitagskonferenz der *ZEIT* über den Weg läuft.

Vielleicht wissen Sie auf Anhieb gar nicht, wer ich bin, jedenfalls vergessen Sie immer meinen Namen. Vielleicht erscheint er Ihnen ungewohnt. Ich bin jedenfalls eine der Politikredakteurinnen, die Ihnen oft gegenüber sitzen. Und ich hoffe, dass die Gerüchte zutreffen, dass Sie extra für uns manchmal die »Schmidt-Show« abziehen – so nennen wir es, wenn Sie ganz lässig mit Ihrem Gehstock die Kaffeekanne oder den Teller mit den Keksen zu sich heranziehen. So was könnten Sie ruhig öfter machen. Wir finden es bezaubernd.

Sie werden jetzt 95 Jahre alt und sind damit 59 Jahre älter als ich. Ein Denkmal, das spricht. Es gibt praktisch nichts, was wir teilen, nur diese eine Konferenz in der Woche.

Und natürlich sind da noch die zwei Besuche, die ich Ihnen in Ihrem Büro im sechsten Stock abstaten durfte. Beide Male habe ich mich selbst eingeladen. Als ich vor vier Jahren bei der *ZEIT* anfang, hieß es: Du musst einen Antrittsbesuch bei Helmut Schmidt machen, das gehört sich so. Das trug ich erst mal vier

Wochen lang mit mir herum. In der fünften rief ich bei Ihrer Sekretärin an, die erklärte, wie man bei Ihnen einen Termin erbittet. Nicht per Telefon, schon gar nicht per E-Mail, sondern per Hausmitteilung. Also verfasste ich eine und erhielt schon nach einigen Wochen eine Audienz.

Ich betrat Ihr Büro, Sie saßen am Schreibtisch und baten mich, Ihnen gegenüber Platz zu nehmen. Sie hatten nicht lange zuvor im Fernsehen gesagt, es sei ein »großer Fehler« gewesen, »Gastarbeiter aus fremden Kulturen« ins Land geholt zu haben. Sie waren auch immer gegen eine Aufnahme der Türkei in die Europäische Union. Muslime seien zu fremd, fanden Sie, und Sie hatten Sorge, dass sich Europa und Deutschland mit der Einwanderung übernehmen könnten. »Sieben Millionen Ausländer sind eine fehlerhafte Entwicklung«, sagten Sie einmal.

Und nun saß ich Ihnen gegenüber. Mit dunklen Haaren und türkischem Namen. Und Sie machten nicht den Eindruck, als fänden Sie es schlimm. Immer wenn es in der Konferenz um die Türken oder die Türkei geht, bilde ich mir ein, Sie blickten zu mir herüber. Aber Sie sagen dann nie die Dinge, die Sie im Fernsehen sagen.

Bei meinem Vorstellungsgespräch boten Sie mir natürlich eine Zigarette an, wir saßen da und qualmten. Ich weiß nicht, was in Ihnen vorging – mir jedenfalls ging durch den Kopf: Du sitzt jetzt nicht wirklich da und rauchst eine mit Helmut Schmidt! Die halbe Republik würde wer weiß was dafür geben. Sie erzählten mir, wie Sie als 36-jähriger Bundestagsabgeordneter zum ersten Mal in der Türkei waren, mit dem Auto durchs Land fahren und sich fragten, was dieses Ihnen unbekanntes allgegenwärtige Wort zu bedeuten habe: *Inşallah*. Es heißt »so Gott will« und ist nur ein Allerweltsausdruck. Sie wollten von mir wissen, ob Atatürk in der Türkei immer noch große Bedeutung habe. Ich sagte: »Ja, aber der Held hat Blessuren und wird langsam zum Menschen, und vielleicht ist das ganz gesund so.« Das fanden Sie dann auch.



Wenn unsere Freitagskonferenz vorbei ist, fährt Sie immer einer unserer Kollegen im Rollstuhl zurück in Ihr Büro. Nie ist es eine der Kolleginnen. Eines Freitags fragte ich Sie: »Herr Schmidt, hätten Sie was dagegen, wenn ich Sie heute fahre?« Sie antworteten: »Das wäre ganz wunderbar!« Also fuhr ich Sie in Ihr Büro. Das war mein zweiter Besuch bei Ihnen. Sie wollten – wie es Ihre Art ist – bei der Gelegenheit noch einiges über die militärische Taktik der Osmanen wissen. Diesbezüglich konnte ich Ihnen leider nur sehr eingeschränkt Auskunft geben.

Sie haben mehr gesehen, als ein Politikerleben aushalten kann: Krieg, Sturmflut, Ölkrise, ein Misstrauensvotum, den RAF-Terrorismus, Zeiten, in denen Sie Freunde verloren haben und harte Entscheidungen treffen mussten. Viele Menschen bewundern Sie heute, für Ihren durchgedrückten Rücken und die klaren Worte. Sie sind Hoffnungsgestalt und Projektionsfläche für viele. Es gibt eine weitverbreitete Sehnsucht nach Weisheit.

Oft werde ich gefragt: Wie ist es denn so – mit dem Schmidt? Kommt er jeden Tag ins Büro? Was sagt er so? Die Menschen bewundern Sie, weil Sie ihnen das Gefühl vermitteln, die Welt vollständig zu überblicken und einordnen zu können. Wenn ich Sie sehe, habe ich das Gefühl, da sitzt ein dicker Brocken deutscher Geschichte vor mir. Der muss nichts nachschlagen, der hat ja praktisch alles im vergangenen Jahrhundert miterlebt. Sie haben für das meiste gleich eine Erklärung, und wenn nicht, geben Sie es zu. Sie sind für die Menschen wie ein Geschichtsbuch für die Schüler: Die sind froh, sich an den Seiten festhalten zu können, meistens stehen hoch spannende Sachen drin. Manchmal hat man das Gefühl, es wiederholt sich, und manchmal nervt es einen auch ein bisschen, weil man sich eigentlich selbst ein Bild machen möchte.

Im Übrigen glaube ich auch, dass Sie als Rebell bewundert werden: Sie rauchen immer noch so unfassbar viele Zigaretten, und zwar überall, wo es Ihnen passt,

egal, ob Sie eine Strafe zahlen müssen.

Mich erstaunen Sie immer wieder. Sie sind sehr alt, dabei aber klug und neugierig. Sie machen Ihr eigenes Ding. Vergangene Woche haben wir Sie ziemlich entgeistert darüber ausgefragt, warum Sie gerade den russischen Präsidenten Putin besucht haben und ob das für ihn nicht zu viel der Ehre sei. Sie haben einfach gesagt: »Er hat mich eingeladen.« Für Sie war das nur ein Besuch, ein weiterer Termin in Ihrem prall gefüllten Kalender. Wieder ein Staatsmann, der Sie treffen wollte – so wie all jene, denen wir in der Redaktion ständig begegnen, wenn sie auf dem Weg in Ihr Büro sind.

Es erstaunt mich, dass Sie nach allem, was Sie erlebt, geschafft und durchgestanden haben, dieses Land so viel kritischer sehen als ich. Ich finde, Deutschland wird langsam erwachsen, es reift. Unsere Nachbarn wollen zu uns, um hier zu leben und zu arbeiten, sie lieben Berlin, sie schätzen die Qualität unserer Industrieprodukte. Das bedeutet nicht, dass es nichts mehr zu verbessern, keine Missstände oder kein Versagen gäbe.

Sie machen sich Sorgen, sehen Europa auseinanderbrechen. Es bedrückt Sie, dass Deutschland eine Führungsrolle in der Krise einnimmt und dadurch nationalistischer werden könnte, dass die jungen Leute in Spanien und Griechenland keine Arbeit finden, dass uns das ganze Multikulti um die Ohren fliegen könnte und dass Ihre Politikergeneration die Integration verschlafen hat.

Ich finde, das sind zu düstere Perspektiven. Trotz allem. Das wollte ich Ihnen jetzt einmal sagen. Ich bin zuversichtlich und glaube, dass es so schlimm nicht kommen wird. Die alten, schon immer da gewesenen, die neuen und neu dazukommenden Deutschen und Europäer, wir machen das schon. Bitte machen Sie sich nicht so viele Sorgen.

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, lieber Herr Schmidt.

*Der Text erschien zuerst in der ZEIT Nr. 52 vom 19. Dezember 2013.*

---

*Özlem Topçu ist Redakteurin im Ressort Politik. Ihre Eltern stammen aus der Türkei.*

# Über Liebe, Leben und Tod

»Je älter man wird, desto weniger Angst muss man haben«

VON GIOVANNI DI LORENZO

**DIE ZEIT:** Lieber Herr Schmidt, jetzt haben wir schon mehr als anderthalb Jahre unsere Gespräche geführt, und doch gibt es Fragen, die zu stellen ich mich bislang nicht getraut habe. Vielleicht, weil sie Ihnen zu persönlich vorkommen könnten.

**Helmut Schmidt:** Was meinen Sie damit?

**DIE ZEIT:** Was würden Sie zum Beispiel einem Enkel sagen, der Sie fragt, was wirklich wichtig ist im Leben?

**Helmut Schmidt:** Ich würde ihm antworten: Das kommt darauf an, was für ein Mensch du bist. Je nachdem, wie dein Leben verlaufen wird, wirst du später, wenn du auf eine bestimmte Strecke zurückblickst, etwas anderes für wichtig halten als heute. Mein Leben zum Beispiel war von Politik und Publizistik bestimmt. Das Wichtigste war für mich deshalb das Bewusstsein, meiner Verantwortung gerecht geworden zu sein und meine Pflichten einigermaßen anständig erfüllt zu haben.

**DIE ZEIT:** Welche waren das?

**Helmut Schmidt:** Ganz allgemein die Pflicht, der *salus publica*, dem öffentlichen Wohl zu dienen. Das Problem ist weniger, abstrakt seine Pflicht zu erfüllen. Viel schwieriger ist es, in einer konkreten Situation, unter bestimmten Umständen zu erkennen: Was ist hier und heute meine Pflicht?

**DIE ZEIT:** Vielleicht würde Sie das Enkelkind dann fragen: Aber ist es nicht viel wichtiger, dass ich glücklich bin, dass ich liebe und geliebt werde, als meine Pflicht zu erfüllen?

**Helmut Schmidt:** Die Pflichterfüllung schließt die Mitmenschlichkeit ein. Sich anderen Menschen gegenüber menschlich zu verhalten ist eine Pflicht. Mitmenschlichkeit, Humanitas, ist eine der grundlegenden Verantwortlichkeiten jedes einzelnen Menschen.

**DIE ZEIT:** Ist ein Leben erfüllt ohne die Erfahrung von Liebe?

**Helmut Schmidt:** Wenn jemand nie in seinem Leben Liebe erlebt hat, nie geliebt worden ist und nie selber geliebt hat, dann fehlt ihm ein Element, das für die allermeisten Menschen eine ganz große Bedeutung hat. Das heißt aber noch nicht, dass der, dem dieses Element fehlt, ein armer Wicht ist.

**DIE ZEIT:** Haben Sie genug Liebe erfahren in Ihrem Leben?

**Helmut Schmidt:** Ich beklage mich nicht.

**DIE ZEIT:** Hätten Sie mehr lieben können?

**Helmut Schmidt:** Das ist mir tatsächlich zu persönlich. *(lacht leise)*

**DIE ZEIT:** Sie haben aber sicher das ganz große Glück erfahren, ein erfülltes Leben gelebt zu haben.

**Helmut Schmidt:** Mag so sein.

**DIE ZEIT:** Sind Sie dafür dankbar?

**Helmut Schmidt:** Dankbar bin ich insbesondere vielen Menschen für ihre Freundschaft, ihre Zuverlässigkeit. Aber Dankbarkeit gegenüber dem Schicksal

oder Gott, das ist eine andere Kategorie, die mir relativ fern ist.

**DIE ZEIT:** Ich habe in Ihrem Buch *Außer Dienst* gelesen, dass ein Pastor Ihnen im Krieg einen Zugang zum Christentum eröffnet hat. Sie saßen damals in Russland fest, weil die Fahrzeuge im Schlamm stecken geblieben waren, und er sagte zu Ihnen: »Vergessen Sie nicht, es geschieht nichts ohne Gottes Willen.« Das haben Sie als Trost empfunden.

**Helmut Schmidt:** Der damalige Trost hat nicht sehr lange vorgehalten.

**DIE ZEIT:** Da kam also dann schnell der Agnostiker Helmut Schmidt wieder zum Vorschein?

**Helmut Schmidt:** Nicht der Agnostiker. Wenn man den Satz »Es geschieht nichts, was Gott nicht will« ernst nimmt, dann muss man Gott Auschwitz zurechnen, dann muss man ihm alle Kriege der Welt zurechnen und jeden Tyrannen als Ausdruck göttlichen Willens begreifen. Deswegen halte ich diesen Satz für höchst fragwürdig.

**DIE ZEIT:** Achten Sie darauf, wie Ihr Bild später in der Geschichte sein wird?

**Helmut Schmidt:** Nein, dergleichen muss man der Nachwelt überlassen. Deshalb habe ich auch keine Autobiografie geschrieben.

**DIE ZEIT:** Aber Sie haben doch gewisse Vorkehrungen getroffen: Sie haben ein Helmut-Schmidt-Archiv gegründet, Sie haben feste Vorstellungen, was aus Ihrem Haus werden soll. Hat das nichts mit dem Wunsch zu tun, das Bild zu prägen, das von Ihnen bleiben soll?

**Helmut Schmidt:** Nein, es hat mit einer amerikanischen Erfahrung zu tun. Ich habe in Amerika erlebt, wie dortige Präsidenten ihre schriftliche Hinterlassenschaft geordnet der Nachwelt hinterlassen haben – allerdings nicht

so sehr, weil sie auf diese Weise ihr Bild und ihre Rolle in der Geschichte beeinflussen wollten. Sie gingen vielmehr zu Recht davon aus, dass das, was sich da angesammelt hatte, für spätere Historiker oder Literaten interessant sein könnte.

**DIE ZEIT:** Fast jeder Mensch, der im Leben auf seinem Gebiet etwas Außergewöhnliches leistet, tut das auch aus einer Erfahrung von Ohnmacht oder Demütigung heraus oder aus der Erfahrung von zu wenig Anerkennung.

**Helmut Schmidt:** Das glaube ich nicht. Nehmen Sie Männer wie Mozart, Schiller oder Luther, wie El Greco oder Michelangelo. Die waren ganz ohne solche Erfahrungen groß.

**DIE ZEIT:** Sie haben selbst einmal über sich gesagt, dass Anerkennung Ihnen immer viel wichtiger gewesen sei als alles andere.

**Helmut Schmidt:** Das habe ich wohl gesagt, als mich jemand zu meinem Ehrgeiz befragen wollte. Da habe ich wahrscheinlich geantwortet, dass mich nicht der Ehrgeiz nach Ämtern, sondern das Streben nach Anerkennung angetrieben hat. Ich würde das für eine allgemein menschliche Eigenschaft halten. Ohne Anerkennung durch seine Zeitgenossen geht auch ein Schriftsteller oder ein Maler ein. Nehmen Sie van Gogh als Beispiel. Auch ein Mann wie mein Großvater mütterlicherseits, der Schriftsetzer und Drucker war, brauchte die Anerkennung durch seine berufliche Umwelt und durch die Menschen, die neben ihm in Hamburg wohnten und lebten. Und er brauchte die Anerkennung durch seine Familie.

**DIE ZEIT:** Von Ihrem Vater haben Sie einmal gesagt, dass er sich mehr um seinen beruflichen Aufstieg als um Sie und Ihren Bruder gekümmert habe. Hat er mitbekommen, was aus Ihnen geworden ist?

**Helmut Schmidt:** Relativ wenig. Er musste während der Nazizeit viele Ängste

durchstehen. Als die Nazis endlich weg waren und eine katastrophale Situation zurückgelassen hatten, war seine Energie weitgehend verbraucht. Da war er noch keine 60 Jahre alt.

**DIE ZEIT:** Hat er Ihre Kanzlerschaft noch miterlebt?

**Helmut Schmidt:** Gerade eben noch.

**DIE ZEIT:** War er da nicht stolz auf Sie?

**Helmut Schmidt:** Das weiß ich nicht. Er war, genau wie ich, niemand, der seine Gefühle nach außen getragen hat.

**DIE ZEIT:** Loki sagt, in Ihnen sei ganz viel Gefühl. Sie verbergen es nur verdammt gut.

**Helmut Schmidt:** Das mag so sein. Und es kann sein, dass das auch für meinen Vater gegolten hat.

**DIE ZEIT:** Immer wieder haben Sie in den letzten Jahren gesagt, Sie hätten keine Angst.

**Helmut Schmidt:** Nee, habe ich auch nicht.

**DIE ZEIT:** Um diese Seelenlage beneiden Sie Millionen Menschen!

**Helmut Schmidt:** Das weiß ich nicht. Je älter man wird, desto weniger Angst muss man haben, denke ich. Am meisten Angst hatte ich in der Nazizeit und im Krieg.

**DIE ZEIT:** Hat man nicht Angst vor Siechtum, Krankheit, Tod?

**Helmut Schmidt:** Das sind sehr unerfreuliche Lebensschicksale, die Sie da nennen. Aber was ändert man, wenn man ihnen mit Angst entgegensieht? Es



wird eher schlimmer.

**DIE ZEIT:** Können Sie mit Matthias Claudius etwas anfangen?

**Helmut Schmidt:** Ja. Er war ein begnadeter Naiver, gleichzeitig ein Romantiker. Was mich während des Krieges sehr berührt hat, ist sein Quasivermächtnis an seinen Sohn, besonders aber sein *Abendlied*. Das hat mich eigentlich das ganze Leben begleitet. Da heißt es zum Schluss: So legt euch denn, ihr Brüder, / In Gottes Namen nieder; / Kalt ist der Abendhauch. / Verschon uns, Gott, mit Strafen, / Und lass uns ruhig schlafen! / Und unser'n kranken Nachbar auch! Sie haben mich nach der Liebe gefragt: Hier ist sie.

# Unter Wegelagerern

## Vom Journalismus und der Gewohnheit, gründlich zu arbeiten

VON GIOVANNI DI LORENZO

**DIE ZEIT:** Lieber Herr Schmidt, wenn Sie an Ihre politischen Anfänge denken, hatten Sie es damals leichter mit den Medien, als es Politiker heute haben?

**Helmut Schmidt:** Weder leichter noch schwerer. Die Medien spielten auch damals eine wichtige Rolle. Als ich in die Politik eintauchte, damals war ich 35 Jahre alt, gab es nur die Tageszeitungen und das Radio. Und dann noch den *Spiegel*, die *ZEIT* und einige wenige andere Medien.

**DIE ZEIT:** Waren weniger Medien umso mächtigere Medien?

**Helmut Schmidt:** Nicht so mächtig wie heute. Die waren auch nicht in demselben Unmaße in Konzernen zusammengefasst wie heute. Der erste große Medienkonzern wurde dann der Springer-Verlag.

**DIE ZEIT:** Sie haben Axel Springer gekannt. Haben Sie ihn geschätzt?

**Helmut Schmidt:** Wir haben uns ganz gut gekannt, und ich habe ihn durchaus geschätzt, bis in die späten fünfziger Jahre, als er tief enttäuscht von einem Moskau-Besuch zurückkam. Von da an hat er sich verändert, er wurde einseitig. Da ist unser Verhältnis abgekühlt.

**DIE ZEIT:** Es mag weniger Medienkonzentration gegeben haben, aber es gab doch Verleger und Publizisten, die großen politischen Einfluss genommen haben.

**Helmut Schmidt:** Ja, aber sie waren alle verschiedener Meinung, ob in der Innen- oder Sozialpolitik, in der Wirtschafts- oder Außenpolitik. Heute gibt es unverkennbar eine Reihe von Massenmedien, die der Linie ihres Verlages folgen. Das gilt auch für einige Fernsehanstalten.

**DIE ZEIT:** Neben Axel Cäsar Springer haben Sie es mit den legendären Publizisten Rudolf Augstein, Gerd Bucerius und Henri Nannen zu tun gehabt. Wer war der Mächtigere?

**Helmut Schmidt:** Das ist eine interessante, aber nicht die zentrale Frage. Wichtiger wäre die Frage: Wer war der Unabhängigere?

**DIE ZEIT:** Wer war's?

**Helmut Schmidt:** Das waren sie alle drei, sehr unabhängig. Und das war in meinen Augen ein gewaltiges Positivum. Es hat aber zum Beispiel Henri Nannen nicht davor bewahrt, sich bisweilen zu verrennen. Er war mehr Blattmacher als Verleger. Augstein war beides, und Bucerius war nur Verleger. Aber auch Blattmacher und Verleger müssen auf die Verkäufe achten. Und da waren sie alle drei nicht ganz unabhängig, Bucerius vielleicht noch am meisten.

**DIE ZEIT:** Was ist Ihre Lebenserfahrung: Kann man als Politiker auch gegen die Meinung der Medien bestehen?

**Helmut Schmidt:** Ja, man muss nur fähig sein, im Fernsehen einen guten Eindruck zu machen.

**DIE ZEIT:** Gerhard Schröder ist ein Beispiel dafür.

**Helmut Schmidt:** Ja, auch Willy Brandt ist ein Beispiel und Helmut Kohl nach 1989.

**DIE ZEIT:** Haben Sie sich mal besonders schlecht behandelt gefühlt von den

Medien?

**Helmut Schmidt:** Nein. Ich hab die so genommen, wie man das Wetter nehmen muss. Man kann das Wetter nicht ändern, ob es regnet oder die Sonne scheint.

**DIE ZEIT:** Haben Sie sich nie beschwert?

**Helmut Schmidt:** Beschwert? Nein!

**DIE ZEIT:** Glaube ich nicht.

**DIE ZEIT:** Was ich getan habe, war, Leserbriefe zu schreiben. Aber selten, vielleicht alle drei Jahre einmal.

**DIE ZEIT:** Warum dann das böse Wort von den »Wegelagerern«?

**Helmut Schmidt:** Der Wegelagerer! Das hat ein Journalist vom anderen abgeschrieben. In Wirklichkeit war das so, dass die Tagesreporter vom Fernsehen überall mit ihrer Flüstertüte auf einen lauerten, selbst wenn man zum Lokus marschiert ist. Da hab ich gesagt: Ihr Wegelagerer macht mir hier Platz, ich muss pinkeln!

**DIE ZEIT:** Jetzt sind Sie schon fast 25 Jahre lang bei der *ZEIT*. Sind Sie inzwischen wenigstens ein bisschen Journalist?

**Helmut Schmidt:** Ich fürchte nicht, und wissen Sie, warum?

**DIE ZEIT:** Mir schwant nichts Nettes.

**Helmut Schmidt:** Weil ich es mir einfach nicht abgewöhnen kann, gründlich zu arbeiten! (*lacht*)

# »Das lassen Sie mal stehen«

## Von der Eignung zum Entertainment und vom Erfolgsgeheimnis langer Artikel

VON GIOVANNI DI LORENZO

**DIE ZEIT:** Lieber Herr Schmidt, ich verhehle nicht, dass ich heute traurig bin: Es ist unser letztes Zigarettengespräch. Warum müssen wir denn aufhören?

**Helmut Schmidt:** Ich hatte Ihnen doch von Anfang an gesagt, dass wir diese Kolumne zeitlich begrenzen müssen.

**DIE ZEIT:** Ich weiß, Sie haben auch schon dreimal verlängert. Trotzdem ist es schade.

**Helmut Schmidt:** Sie werden sich daran erinnern, dass ich von Anfang an Bedenken gegen diese »Zigaretten-Interviews« hatte, weil sie der Kürze wegen zwangsläufig dazu führen, dass man auch schwergewichtige Themata mit leichter Hand behandeln muss. Ich habe diese Bedenken zu Beginn überwunden und inzwischen auch Vergnügen an der Gesprächsform gehabt. Aber letzten Endes bin ich für das Entertainment schlecht geeignet.

**DIE ZEIT:** Ich finde nicht, dass Sie als Entertainer übergekommen sind. Aber wenn Sie unterhaltsam waren, dann wirkte das ausgesprochen gekonnt.

**Helmut Schmidt:** (*lacht*) Ich bin eben auch gelernter Staatsschauspieler.

**DIE ZEIT:** Hat Sie die enorme Resonanz überrascht?

**Helmut Schmidt:** Nein, weder überrascht noch erschreckt. Aber ich hatte Gerd

Bucerius, unserem Gründungsverleger, heute vor einem Vierteljahrhundert versprochen, jedes Jahr einige größere, tragende Artikel für die *ZEIT* zu schreiben. Das habe ich auch durchgehalten. Und darauf möchte ich mich künftig konzentrieren.

**DIE ZEIT:** Mein Eindruck ist, dass Ihnen Abschiede ohnehin immer leichtgefallen sind.

**Helmut Schmidt:** Am allerleichtesten ist mir 1945 der Abschied von der Wehrmacht gefallen.

**DIE ZEIT:** Schwer zu glauben aber ist, dass Ihnen der Verlust der Kanzlerschaft nicht schwergefallen sein soll.

**Helmut Schmidt:** Doch! Ich habe mich im Laufe des Lebens schon relativ früh zur Gelassenheit erzogen, und in Abschiedssituationen braucht man nichts mehr als Gelassenheit.

**DIE ZEIT:** Sind Sie jemand, der auch aus der Trauer schnell wieder herauskommt?

**Helmut Schmidt:** Ich habe viele Freunde im Laufe des Lebens verloren, viele Partner, die älter waren und schon lange tot sind, auch jüngere. Das gehört zu den Dingen, die man nicht ändern kann.

**DIE ZEIT:** Gewöhnt man sich an Trauerfälle, wenn man älter wird?

**Helmut Schmidt:** Wenn man das nicht kann, ist man arm dran.

**DIE ZEIT:** Aber manche Trauerfälle trägt man das ganze Leben mit sich herum. Sie sind nicht zu verwinden.

**Helmut Schmidt:** Trotzdem muss man sie ertragen. Die Natur oder der liebe

Gott oder aber meine Gene, wie Sie wollen, haben mich seit Beginn meines Erwachsenenlebens zum Arbeitstier gemacht. Ich hatte immer zu arbeiten, da konnte ich mich nicht sonderlich der Trauer hingeben.

**DIE ZEIT:** Gibt es eine Aufgabe in Ihrem Leben, die Sie sich vorgenommen, aber nicht erfüllt haben?

**Helmut Schmidt:** Ich hatte Gerd Bucerus vorausgesagt, dass die *ZEIT* eines Tages eine Auflage von einer halben Million erreichen würde. Das hat Bucerus dann zweimal noch miterlebt, einmal Anfang 1991 und einmal Anfang 1993. Im letzten Quartal 2008 hat sich dieser Erfolg wieder eingestellt.

**DIE ZEIT:** Ist Eigenlob jetzt am Ende nicht ein bisschen peinlich?

**Helmut Schmidt:** Nein, das lassen Sie mal stehen. Ich will nämlich diese Meldung mit einer Anmerkung versehen, die nicht allen gefallen wird. Ich glaube, dass der Erfolg damit zusammenhängt, dass die *ZEIT* immer wieder Denkstücke anbietet, die kein Internet und kein Onlinejournalismus ersetzen kann. Den Satz würde ich drucken.

**DIE ZEIT:** Welche Tätigkeit hat Ihnen die größte Freude bereitet im Leben?

**Helmut Schmidt:** Musik hören.

**DIE ZEIT:** Welche Musik?

**Helmut Schmidt:** Zum Beispiel Glenn Gould. Und zwar nicht Beethoven, sondern Bach.

---

*Helmut Schmidt und ZEIT-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo haben rund 80 Gespräche »Auf eine Zigarette« geführt, die als Serie im ZEITmagazin erschienen.*

# »Tschüss. Und danke«

## **Hamburg nimmt Abschied von Helmut Schmidt. Mit Halbmast, Rosen und Matthias Claudius. Rundgang durch eine Stadt in Trauer**

VON HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS, CHARLOTTE PARNACK UND MARC WIDMANN

Ausgerechnet an diesem Ort hat es angefangen, ausgerechnet hier ist es zu Ende gegangen, Barmbek. Langenhorn. Zwei unscheinbare Ecken, in denen Hamburg so weit weg ist von all dem, worin sich die Stadt so gern selbst spiegelt, weit weg von der Schönheit, der Weltläufigkeit, weit weg von den großen Geschichten und Karrieren. Und doch.

Barmbek, Richardstraße, »Kinderheimat« hat Helmut Schmidt die Gegend genannt, in der er mit seinen Eltern bis Anfang der dreißiger Jahre lebte, in der er sich mit den anderen Jungs auf dem Sportplatz am Klinikweg »Kloppereien« lieferte, in dem er das Pfund Grasgold Margarine am liebsten in der Elsastraße kaufte, ein paar Ecken weiter, aber günstiger, und noch fast hundert Jahre später erinnerte er sich, zu welchem Preis: 42 Pfennig.

Fast hundert Jahre später erinnern sie sich hier auch immer noch an ihn. Natürlich, wer tut das nicht. Sie machen hier nur keine große Sache daraus. So wie er selbst, ein Barmbeker Kind, wohl auch keine große Sache daraus gemacht hätte.

Barmbek, Richardstraße, am späten Dienstagnachmittag. Das Grau hängt so tief über der Straße, als hätte sich die Trauer ins Novemberdunkel gemischt, das macht es noch weniger weltläufig hier, noch weniger schön. Mehrgeschossige Klinkerbauten, einander gleich wie Tetrapacks, drängen sich an die Bürgersteige. Auf die Fahrbahn hat der Herbst matschige Teppiche aus Laub gekleistert. Eine



U-Bahn donnert vorbei. Den Sportplatz am Klinikweg gibt es immer noch, aber er ist verlassen. Keine Klopperei heute.

Ein älterer Herr mit einem Terrier an der Leine kommt vorbei, der Hund sieht ein bisschen aus wie eine Klobürste. Helmut Schmidt? »Ja«, sagt er. »Schade.« Der Terrier will weiter.

Schade. Vielleicht hat es mit dieser Nüchternheit zu tun, dass sich Helmut Schmidt immer eine »Anhänglichkeit« an Barmbek bewahrt hat, wie er sagte, und eine wache Skepsis gegenüber dem schöne, weltläufigen Hamburg. Schade – das kann aber auch heißen: Schade, dass er so krank ist. Die Hamburger Lokalmedien haben seit Tagen geraunt, wie schlecht es um den 96-Jährigen stehe, diesmal sei es wirklich ernst. Die Gerüchte hatten sich in Windeseile verbreitet.

Aber, und das ist eigentlich seltsam: Die Nachricht vom Tod des großen Hamburgers sucht sich am Dienstagnachmittag nur langsam ihren Weg in die Stadt. Zäh wie die Traurigkeit.

Es ist 15.16 Uhr am 10. November, als die Gewissheit im Hamburger Pressehaus eintrifft und dann in den Newsrooms der ganzen Welt. Um 15.16 Uhr klingelt das Telefon im sechsten Stock am Speersort, bei der Büroleiterin des Altkanzlers. Am Apparat ist Susanne Kennedy-Schmidt. Sie wirkt gefasst. Ihr Vater sei soeben gestorben, teilt sie der Büroleiterin mit. Zu Hause, in Langenhorn.

Im Pressehaus verbreiten die Mitarbeiterinnen seines Büros die Nachricht auf den Fluren der *ZEIT*. Überall fließen Tränen. Kurz darauf kommen Redaktion und Verlag im großen Konferenzraum zum Gedenken an den Herausgeber zusammen. Auf den Tischen hat jemand den Text eines Liedes von Matthias Claudius ausgelegt: »So legt Euch denn Ihr Brüder / In Gottes Namen nieder.

Kalt ist der Abendhauch / Verschon uns, Gott, mit Strafen und laß uns ruhig schlafen / und unseren kranken Nachbarn auch.« Matthias Claudius hat Helmut Schmidt sein ganzes Leben lang begleitet.

»Wir haben es gewusst, erwartet, haben uns vorbereitet. Und doch zeigt ein Blick in die Gesichter hier im Raum: Wir haben immer gehofft, dass es doch nicht so kommen würde«, sagt Mitherausgeber Josef Joffe. Es wäre ein Wunder gewesen.

Aber ihm trauten die Menschen so viel zu, also warum eigentlich nicht auch ein Wunder? Noch am vergangenen Samstag hatte Schmidt auf einen Brief von Chefredakteur Giovanni di Lorenzo den Vermerk geschrieben: »Diktat!« Er wollte unbedingt noch eine Antwort verfassen. Es kam nicht mehr dazu. Helmut Schmidt wird keine Antworten mehr geben. Auf dem Dach des *ZEIT*-Gebäudes wehen seit Dienstagnachmittag die Fahnen auf halbmast.

Es müssen vielleicht Tage wie diese über die Stadt kommen, damit man so viel in den Himmel schaut. Damit man dort, zwischen den Möwen, zum ersten Mal wahrnimmt, wie viele Flaggen überhaupt in Hamburg gehisst sind. Es dauert, bis sie eingeholt werden. In den ersten Stunden nach Schmidts Tod setzen nur wenige ein Zeichen, die Reederei Hapag-Lloyd zum Beispiel holt die Flaggen auf ihrem grünen Dach auf halbmast ein, auch das Hotel Atlantic, wo die Europaflagge neben der Deutschlandflagge weht, dann kommt die Hamburg-Flagge, direkt neben der Weltkugel. So passt es zum Hamburger Selbstverständnis: Hamburg und die Welt, das ist für die Menschen in der Stadt ein Paar wie sonst, sagen wir, Berlin und Potsdam.

Helmut Schmidt hat sich über diese Haltung oft lustig gemacht, und die Hamburger haben ihn dafür noch mehr verehrt. Er wusste alles Mögliche auswendig, Daten, Texte, wahrscheinlich ganze Bücher, den Tidenhub der Elbe vor und nach jeder weiteren Vertiefung, aber er konnte auch aus dem Stand

Nonsens wie das Ameisengedicht von Ringelnatz aufsagen: »In Hamburg lebten zwei Ameisen / Die wollten nach Australien reisen. / Bei Altona auf der Chaussee, / Da taten ihnen die Beine weh / Und da verzichteten sie weise / Dann auf den letzten Teil der Reise.«

Helmut Schmidt schaute, wenn er das zitierte, sein Gegenüber verschmitzt an – vor allem, wenn das Gegenüber aus Hamburg kam und sich so viel auf dessen Schönheit und Weltläufigkeit einbildete, und erst recht, wenn das Gegenüber gerade aus Australien oder woanders aus der Welt zurückkam, wo er oder sie irgendwelche Containerdeals ausgehandelt hatte. Dann setzte Schmidt nach: »So will man oft und kann doch nicht / Und leistet dann recht gern Verzicht.«

Der Mann, dessen Hamburg in Barmbek und in Langenhorn spielte, fand das typisch für die Hamburger: dass sie die Welt lieben, aber irgendwie doch am liebsten zu Hause sind. Dass sie von ihrer Stadt ernsthaft als der »schönsten Stadt der Welt« sprechen. Dass sie so stolz auf sie sind – gerade weil sie einen Mann wie Helmut Schmidt groß gemacht hat: einen Mann, der mit dieser Art von Schönheit so gar nichts zu tun haben wollte, sie sogar manchmal ablehnte und die Stadt trotzdem zurückliebte, auf seine Art.

Nicht romantisch. Eher wie ein Mensch in einer langen Beziehung, der ohne den anderen nicht leben kann. Jetzt muss Hamburg ohne Schmidt leben – aber wie? Spätestens seit Helmut Schmidt als Innensenator während der Sturmflut von 1962 mit einem entschlossenen Krisenmanagement die Stadt vor dem Schlimmsten bewahrte, sehen sie ihn hier immer noch als eine Art Beschützer. Entsprechend reagierte die Stadt am Dienstag auf die Nachricht von Schmidts Tod: wie ein Patient unter Schock. Der noch nicht wahrhaben will, was passiert ist. Der noch nicht weiß, wie es jetzt weitergehen soll.

Am Abend legen Menschen vor dem Rathaus Blumen nieder. Und eine Mentholzigarette, eingeschlagen in Zellophanfolie. Und Briefe: »Tschüss. Und

danke.«

In Berlin ist zur selben Zeit von einer Regierungskrise die Rede, von dem Ende der Ära Merkel. Aber die Kameras der Republik sind auf die Mentholzigarette gerichtet. Und auf ein unscheinbares Haus in Hamburg-Langenhorn.

Ausgerechnet Langenhorn. In der Einflugschneise des Hamburger Flughafens. Ein Viertel im Hamburger Norden, voll niedriger Reihenhäuser, keine teuren Autos davor. Elbe und Alster sind weit weg, auch die Innenstadt. Helmut Schmidt hätte wegziehen können, aber er ist geblieben. »Er war so was von bescheiden«, sagt Heinz-Peter Koch, der Nachbar von gegenüber. Wenn Bekannte zu Besuch waren, hätten die vorher gedacht, der Altkanzler lebe bestimmt in einer Art Schloss. »Als sie es dann gesehen haben, waren sie enttäuscht.« Es sieht auch wirklich erst mal enttäuschend aus, so wenig schön und weltläufig. Und doch.

Langenhorn, Neubergerweg 80–82. In dieses Haus, versteckt hinter einem Jägerzaun und einem Riegel aus Garagen, zog Schmidt Anfang der sechziger Jahre. Als Abgeordneter müsse er in seinem Wahlkreis wohnen, sagte ihm damals jemand von der Baugenossenschaft und bot ihm das Häuschen an. »Das war reiner Zufall«, sagte Schmidt. (Bis dahin hatten seine Frau und er sich eine Wohnung mit drei anderen Parteien geteilt.)

Jetzt, am Dienstagnachmittag, die Nachricht von seinem Tod ist gerade eine Stunde alt, stehen Dutzende Menschen vor dem Jägerzaun und stecken Blumen hinein, Rosen in Rot und Weiß, den Farben Hamburgs. Der Herbstwind macht es ihnen nicht leicht, eine Kerze zu entzünden, sie versuchen es trotzdem, immer wieder. Als die Gerüchte über Schmidts Gesundheitszustand Anfang der Woche die Runde gemacht hatten, sind die Übertragungswagen vorgefahren. In der Nacht vor Schmidts Tod warteten die Reporter in ihren Autos. Jetzt hat die Polizei den Autoverkehr auf einer Straßenseite gesperrt, »bevor hier noch

jemand über den Haufen gefahren wird«, wie ein Polizist sagt. Die Leute sind ja auch mit den Gedanken ganz woanders als beim Verkehr.

Eine junge Frau steht minutenlang vor dem Haus, sie weint. Eine ältere Dame hat Tränen in den Augen. »Wir haben ihn hier alle sehr verehrt«, sagt sie. Eine Frau, die sich als ehemalige Postbotin vorstellt, erzählt, dass sie Loki und Helmut Schmidt zweieinhalb Jahre lang die Briefe gebracht habe. An diesem Tag bringt sie Blumen. »Er ist unser Held gewesen hier in Langenhorn.«

Und dann ist da noch Heinz-Peter Koch, der vier Jahrzehnte lang gegenüber von Schmidt wohnte. Der damalige Bundeskanzler persönlich habe ihm den Tipp gegeben, vor seinem Reihenhaus Winterheide anzupflanzen, die sehe schöner aus und blühe auch im Winter.

Er fühle sich mehr als Hamburger denn als Langenhorner, hat Helmut Schmidt einmal gesagt. Aber die Langenhorner sehen in ihm vor allem das: einen Langenhorner. Einen von ihnen. Als nebenan Garagen abgerissen werden sollten, schickten sie eine Abordnung zu Schmidt und baten ihn um Hilfe. Die Garagen stehen noch heute. »Wenn Nachbarn in Geldnot waren, hat er sich für sie eingesetzt, damit sie Hilfe bekamen«, sagt Koch. »Hier wohnen ja nicht die reichen Leute.«

Helmut Schmidt hat Langenhorn zu Glanz gebracht, soweit ein Viertel hinter Jägerzäunen und Winterheide eben glänzen kann. In seinem Haus war Valéry Giscard d'Estaing zu Besuch, Willy Brandt natürlich, in den letzten Jahren auch öfter Peer Steinbrück, zum Schachspiel. Bis zuletzt bewachten zwei Polizisten den Altkanzler rund um die Uhr, von einer umgebauten Garage aus. »Wir haben uns immer sehr geschützt gefühlt«, sagt Koch.

Solange Helmut Schmidt da war, war da eine Sicherheit, nicht nur für die Menschen in Langenhorn, sondern in ganz Hamburg, in ganz Deutschland. Da,

wo die Sicherheit war, bleibt ein Loch. Bleiben Ratlosigkeit und Trauer. Bleibt eine Stadt zurück, die ihren größten Sohn verloren hat.

»Sein Verhältnis zu seiner Heimatstadt war geprägt von tiefer Zuneigung. Und die Bürgerinnen und Bürger haben diese Zuneigung erwidert«, erklärte Hamburgs Bürgermeister Olaf Scholz am Dienstag. Es bleibt noch: ein großes Nichts. Und doch. Da ist etwas.

Winterheide.

# Chronik

## **Die wichtigsten Stationen im Leben von Helmut Schmidt**

**1918–1937:** Helmut Schmidt wird am 23. Dezember 1918 in Hamburg-Barmbek geboren. Sein Vater ist Studienrat. 1937 macht Schmidt das Abitur auf der Hamburger Lichtwarkschule. Er will Städtebauer oder Architekt werden. Doch dann kommt der Krieg.

**1937–1945:** Schmidt wird nach dem Abitur zum Reichsarbeitsdienst und danach zum Wehrdienst einberufen. Von 1941 bis 1945 dient er als Offizier, unter anderem an der Ostfront. 1942 heiratet er Hannelore (»Loki«) Glaser. Nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler wird er zu den Prozessen am Volksgerichtshof abkommandiert, zur Abschreckung.

**1945–1961:** Von 1945 bis 1949 studiert Schmidt Staatswissenschaften und Volkswirtschaft in Hamburg. 1946 tritt er in die SPD ein. 1949 beginnt er, unter Karl Schiller in der Hamburger Behörde für Wirtschaft und Verkehr zu arbeiten, wo er rasch aufsteigt. 1953 wird er erstmals in den Bundestag gewählt.

**1961–1962:** 1961 wird Schmidt zum Innensenator in Hamburg ernannt. Als im Februar 1962 eine große Sturmflut über die Stadt hereinbricht, organisiert Schmidt die Rettungsmaßnahmen für Tausende Menschen.

**1967–1969:** 1967 wird Schmidt nach dem Tod von Fritz Erler zum neuen Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion gewählt. 1969 wählt ihn die SPD zum stellvertretenden Parteivorsitzenden.

**1969–1972:** 1969 leistet Helmut Schmidt den Eid als Bundesverteidigungsminister in der sozialliberalen Koalition unter Willy Brandt.

Er verhindert, dass an der innerdeutschen Grenze atomare Landminen verlegt werden. 1972 wird Schmidt Bundesminister der Finanzen.

**1974:** Nach dem Rücktritt von Willy Brandt wird Helmut Schmidt am 16. Mai 1974 zum Bundeskanzler gewählt. Bei der Bundestagswahl 1976 gewinnt er knapp gegen den CDU-Kandidaten Helmut Kohl.

**1977:** Terroristen der RAF entführen im September 1977 den Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer, um inhaftierte RAF-Mitglieder freizupressen. Schmidt geht auf ihre Forderungen nicht ein. Im Oktober lässt er die entführte Lufthansa-Maschine Landshut in Mogadischu von Polizisten stürmen. Schleyer wird ermordet, Schmidt übernimmt die Verantwortung für den Tod.

**1980:** Bei der Bundestagswahl 1980 gewinnt Schmidt gegen den CSU-Kandidaten Franz Josef Strauß.

**1981:** Gegen heftigen Widerstand, auch aus der eigenen Partei, setzt Schmidt sich für den Nato-Doppelbeschluss ein. Im Streit mit den Nachrüstungsgegnern droht er im Mai 1981 seinen Rücktritt an.

**1982:** Im September 1982 zerbricht die Regierungskoalition aus SPD und FDP. Am 1. Oktober 1982 wird Helmut Kohl neuer Bundeskanzler durch ein konstruktives Misstrauensvotum. Parteifreunde bedrängen Schmidt, er möge noch einmal als Spitzenkandidat antreten, doch er lehnt ab.

**1983–1987:** 1983 wird Schmidt Mitherausgeber der ZEIT. 1987 scheidet er aus dem Bundestag aus.

**1987–2015:** Helmut Schmidt wird Autor zahlreicher Bücher; 1987 schreibt er seine Memoiren »Menschen und Mächte«. 2008 erscheint »Außer Dienst. Eine Bilanz«.

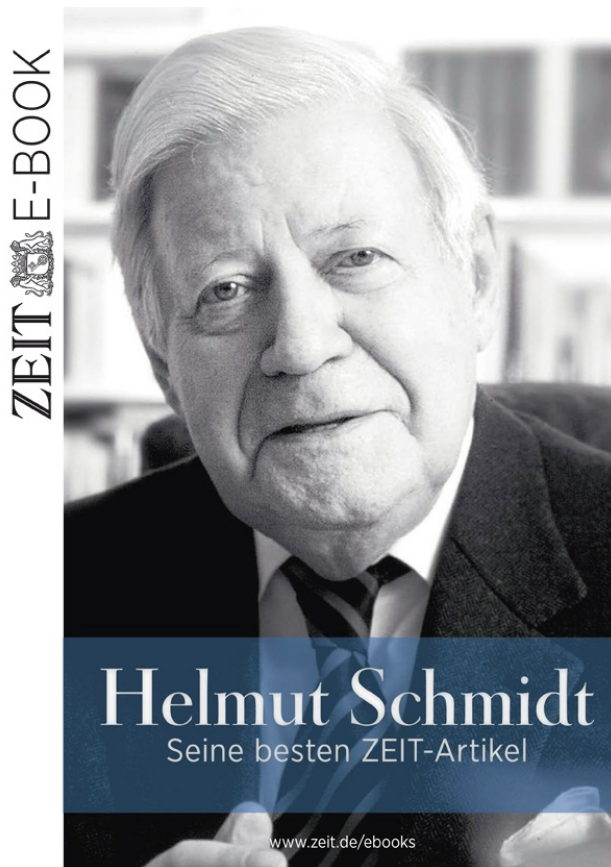


**2015:** Helmut Schmidt stirbt im Alter von 96 Jahren in Hamburg.

**DIESE ZEIT E-BOOKS KÖNNTEN SIE AUCH INTERESSIEREN:**

## »Helmut Schmidt«

**Seine besten ZEIT-Artikel**



Helmut Schmidt war Innensenator in Hamburg, Verteidigungs- und Finanzminister der Bundesrepublik und von 1974 bis 1982 Bundeskanzler. Seit 1983 war er Mitherausgeber der ZEIT. Er prägte die deutsche Politik wie kaum ein anderer Regierungschef der Nachkriegszeit und blieb auch über seine Amtszeit hinaus ein kritischer Kommentator des politischen Geschehens. Dieses E-Book versammelt eine Auswahl seiner wichtigsten ZEIT-Artikel seit 1983. In 30 Beiträgen widmet er sich Themen der Innen-, Sicherheits-, Europa- und

Weltpolitik.

ca. 340 Seiten

Erhältlich in allen gängigen E-Book-Shops, u.a. im:

**ZEIT SHOP**

**Amazon Kindle Store**

**Apple iBookstore**

**DIESE ZEIT E-BOOKS KÖNNTEN SIE AUCH INTERESSIEREN:**

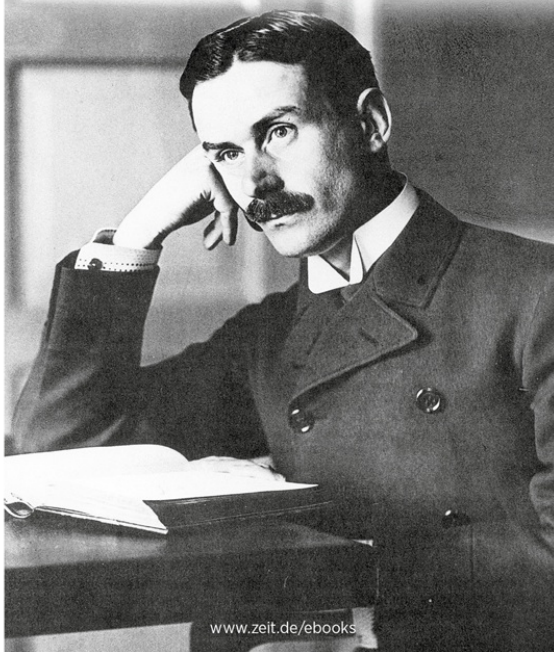
## »Thomas Mann«

**Sein Leben - seine Familie - sein Werk**

ZEIT  
E-BOOK

### **THOMAS MANN**

**Sein Leben - seine Familie - sein Werk**



Anlässlich des 60. Todestages von Thomas Mann gibt dieses E-Book einen abwechslungsreichen Überblick über einen der wohl wichtigsten deutschen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. ZEIT-Artikel aus über 50 Jahren (von 1954 bis heute) zeichnen ein lebendiges Bild von seinem Leben und Wirken sowie von der Rezeption seiner Werke in den vergangenen Jahrzehnten.

Das erste Kapitel porträtiert den Nobelpreisträger im Spiegel seiner Zeit: seine

Kindheitsliebe zu Travemünde, seine Deutschlandreisen nach dem Zweiten Weltkrieg oder sein Leben im US-amerikanischen Exil. Der zweite Teil widmet sich seiner Familie und ihrer oft tragischen Geschichte: seinem Bruder Heinrich, zu dem Thomas ein sehr schwieriges Verhältnis hatte; seiner Frau Katia, die für ihren Ehemann auf eine eigene Karriere verzichtete; seinen Kindern Klaus, Erika und Golo, die immer im Schatten ihres berühmten Vaters standen. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem Werk des großen Schriftstellers und beinhaltet ausgewählte Rezensionen und zeitgenössische Betrachtungen. Besprochen werden unter anderem sein Spätwerk "Der Erwählte", der Hochstapler-Roman "Felix Krull", der von Musik und Goethe inspirierte Roman "Doktor Faustus" und sein berühmtestes Werk "Die Buddenbrooks".

ca. 258 Seiten

Erhältlich in allen gängigen E-Book-Shops, u.a. im:

**ZEIT SHOP**

**Amazon Kindle Store**

**Apple iBookstore**

# Impressum

Weitere interessante ZEIT E-Books finden Sie unter [www.zeit.de/ebooks](http://www.zeit.de/ebooks).

Alle Rechte vorbehalten. Falls Sie unsere Inhalte wiedergeben möchten, finden Sie hier alle Informationen zur Möglichkeit von Lizenzierungen unter [www.zeit.de/lizenzen](http://www.zeit.de/lizenzen).

DIE  ZEIT

Verlag:

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Neue Geschäftsfelder

Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg

Bei Feedback oder Fragen stehen wir Ihnen gern zur Verfügung:

[ebooks@zeit.de](mailto:ebooks@zeit.de)

© 2015 Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg

E-Book-Produktion und Vertrieb: epubli GmbH, Berlin, [www.epubli.de](http://www.epubli.de)

Cover: Werner Bartsch für DZ

ISBN: 978-3-7375-7696-3

Die Artikel in diesem E-Book stammen aus der ZEIT Ausgabe Nr. 46/2015, die am 12. November 2015 erschienen ist und ein ZEIT-Extra zum Tod von Helmut Schmidt enthielt.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.